



Aus Leidenschaft.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Fünftes Kapitel.

Wie Margarete während der kurzen sechs Wochen ihres Brautstandes mehr als einmal die Empfindung gehabt hatte, alles, was sie zu erleben glaube, sei in Wahrheit nur ein seltsamer Traum, so fühlte sie sich auch heute, am Morgen ihres Hoch-

zeitstages, versucht, an der Wirklichkeit dessen zu zweifeln, was mit ihr und um sie her geschah.

In dem kleinen, beinahe ärmlich möblierten Hinterzimmer der Wahrenborffschen Wohnung, das sie während der letzten Wochen wieder, wie in der ersten Zeit nach des Vaters Tode, gemeinsam mit Jenny bewohnt hatte, war sie von der Schwester und Tante mit dem Brautstaat geschmückt worden, von dem sie noch gestern, als man ihn bewundernd vor ihr ausgebreitet, nicht hatte begreifen können, daß er wirklich für sie bestimmt sein sollte.

Schwer flossen die Falten des kostbaren weißen Seidenstoffes an ihrer schönen, schlanken Gestalt herab; das Myrtendiadem war auf ihrem feinen Köpfchen be-

festigt, und gleich einer zarten, duftigen Wolke umwogte sie der bis auf den Saum des Kleides niederfallende Schleier.

„Wie himmlisch du aussiehst, Marga!“ rief Jenny, als sie mit geschickten Fingern auch das letzte Myrtenzweiglein in dem leichten Tüllgewebe befestigt hatte. „Wie stolz bin ich, eine so schöne Schwester zu haben.“

Sie selbst sah freilich kaum weniger reizend aus in ihrem einfachen, zartfarbigen Kleide, mit den frischen Blumen im Haar und den von heller Jugendlust leuchtenden Augen. Ihre knospenhafte Lieblichkeit und die sprudelnde Frische ihres Wesens waren ebenso bezaubernd als die vollerblickte Schönheit der Schwester und ihr weicher, träumerischer Ernst.



Entfernung metallischer Fremdkörper aus dem Auge mittelst des Elektromagneten. Nach einer Skizze von C. Hosang gezeichnet von Ad. Wald.

„Meine liebe, liebe Jenny!“ sagte Margarete leise, und wie verhaltenes Weinen zuckte es dabei um ihre Mundwinkel. „Es fällt mir so schwer, mich von dir zu trennen.“

„Aber es ist ja nur für sechs oder acht Wochen, Herzensschatz! Nach eurer Rückkehr von der Hochzeitsreise komme ich zu euch, und dann bleiben wir immer, immer zusammen.“

„Hoffentlich wird sie ja auch diese letzte schreckliche Zeit, die sie noch hier zubringen muß, lebendig überstehen.“ mischte sich die Kanzleirätin spitzig ein. „Es ist alles, was wir wünschen; denn auf Anhänglichkeit und Dankbarkeit machen wir uns ohnehin keine Rechnung. Und nun wollen wir uns in den Salon begeben. Herr Aldenhoven muß ja in jedem Augenblick erscheinen.“

Damit ging sie auch schon voran, und ihr altmodisches Seidenkleid, das von einer entsehligen, stehenden Farbe war, raschelte um sie her, wie wenn sie durch ganze Berge weissen Laubes watete.

„Nicht einmal heute kann die arme Tante ihren Groll über die große Veränderung der Dinge in sich verschlucken.“ flüsterte Jenny heiter. „Aber es scheidet mich, Gott sei Dank, nicht mehr an, jetzt, wo mir das Glück so nahe ist, daß ich es fast schon mit den Händen greifen könnte.“

Margarete zwang sich zu lächeln, und es war gut, daß Jenny in ihrer rofigen Stimmung nicht bemerkte, wie wehmütig dieses Lächeln ausfiel. Noch einmal umfakte die schöne junge Braut mit einem langen Blick das dürftige Stübchen, dessen Schwelle sie nun nie mehr als Mädchen überschreiten sollte, und in einem tiefen Atemzuge hob sich unter der leise knisternden Seide ihre Brust.

Dann nahm sie den Arm der Schwester.

„Wir wollen den Oheim nicht länger warten lassen. — Komm!“

Der Kanzleirat, noch von seiner Beamtenlaufbahn her an die strengste Pünktlichkeit gewöhnt, ging in der guten Stube, von deren Polstermöbeln heute die schützenden Leinenüberzüge entfernt waren, steifbeinig und kerkengerade auf und ab. Sein mageres Gesicht war noch um ein Beträchtliches würdevoller als sonst, und ein spanischer Grande hätte sein goldenes Bliß nicht stolzer tragen können, als er sein Ordensbändchen im Knopfloch trug.

In der That durfte er sich an diesem heutigen Festtage wohl als eine bedeutende Persönlichkeit fühlen, denn er war es, der an Stelle ihres verstorbenen Vaters aus seinen eignen bescheidenen Mitteln Margaretes Hochzeit ausrichtete. Wie er seine vormundschaftliche Einwilligung erst gegeben, nachdem Rudolf Aldenhoven ihn genau über seine Verhältnisse unterrichtet und ihm den Besitz eines großen Vermögens nachgewiesen hatte, so war er auch bis zu dieser Stunde der einmal übernommenen Rolle des gewissenhaften väterlichen Beschützers treu geblieben. Fast mit Enttäuschung hatte er Aldenhovens Anerbieten, die Sorge und die Kosten der Hochzeitsfeierlichkeiten auf sich zu nehmen, als einen Eingriff in seine Rechte zurückgewiesen, und er würde nimmermehr gestattet haben, daß Margarete den Weg zur Trauung von einem andern Hause aus antrete als von dem seinigen.

Mit einer Feierlichkeit, die bei der übergroßen Dürre seiner edigen, schmalbrüstigen Gestalt nicht ohne eine leise Beimischung von unfreiwilliger Komik war, trat er auf seine bräutlich geschmückte Nichte zu und reichte ihr die Hand.

„Es ist ein bedeutender Augenblick, dem du entgegen gehst, Margarete! Gott gebe, daß du niemals den Schritt zu bereuen hast, den du da thust.“

Er hatte wohl noch eine längere Rede in Bereitschaft gehabt, aber sie wurde ihm durch den Eintritt Aldenhovens abgeschnitten, der — auf die Minute pünktlich — gekommen war, seine Braut zur Kirchfahrt abzuholen.

Dieselbe brennende Ungebuld, die der Anlaß zu einer so ungewöhnlichen Abkürzung des Brautstandes gewesen war, schien ihn auch in diesem Augenblick zu beherrschen.

„Es giebt für mich nur ein einziges unerträgliches Wort.“ hatte er gesagt, als bei seiner ersten Besprechung mit dem Kanzleirat von dem Termin der Hochzeit die Rede gewesen war, „und dieses Wort heißt: Warten. Ich kann auf Tod und Leben kämpfen, um ein vorgestelltes Ziel zu erreichen; aber es reißt mich auf, unthätig die Tage hinschleichen zu sehen, die mich von diesem Ziele trennen.“

Und diese Versicherung mußte in der That mehr als eine bloße Lebensart gewesen sein; denn Rudolf Aldenhoven sah heute bei weitem nicht so frisch und blühend aus als am Tage des Verlobnisses. In seinen Zügen wie in der eigentümlichen Unruhe seines ganzen Wesens offenbarte sich deutlich, wie schlecht ihm das unthätige Warten auf die volle Verwirklichung seiner Wünsche bekommen war.

Schön und stattlich und vornehm war er freilich auch heute, und jetzt, da er Margarete in der ganzen

Goldseligkeit vor sich sah, die ihr der jungfräuliche Brautsschmuck verlieh, war nur noch ein heißes Leuchten der Freude auf seinem Gesicht. Während er ihr den prächtigen Strauß überreichte, beugte er sich tief auf ihre leise zitternde Hand herab, um sie inbrünstig zu küssen.

„Mein süßes Lieb!“ raunte er ihr zu. „Und nun endlich — endlich mein angebetetes Weib!“

Dann begrüßte er auch Frau Bahrendorf und schüttelte dem Kanzleirat kräftig die Hand. Mit Jenny schien er auf einem sehr herzlichen, kameradschaftlich vertraulichen Fuße zu stehen, denn er machte ihr über ihr Aussehen einige scherzhafte Komplimente, die sie zugleich vor Verlegenheit und vor Vergnügen erröten ließen, während die Tante durch ein unmutiges Kopfschütteln ihre Mißbilligung zu erkennen gab.

„Zehn Minuten vor zwei Uhr!“ klang dann die trodene Stimme des Kanzleirats dazwischen. „So viel ich weiß, ist es nicht Sitte, den Geistlichen warten zu lassen!“

„Und wenn es so wäre, würde ich mich dieser Sitte in meinem eignen Interesse nicht unterwerfen.“ gab Aldenhoven lachend zurück, indem er der stumm und verwirrt dastehenden Margarete seinen Arm reichte. Während sie unten an einem Haufen neugieriger Gaffer vorüber zum Wagen schritten, stützte sie sich fester auf ihn, als sie es je zuvor gethan. Aber es geschah nicht aus einem Zärtlichkeitsbedürfnis, sondern weil es ihr vor den Augen flimmerte, und weil ein Gefühl unbestimmter Angst ihr beklemmend das Herz zusammen schnürte. Glücklicherweise war die Fahrt lang genug, um sie die Anwandlung von Schwäche und Verzweiflung vor der Ankunft in der Kirche überwinden zu lassen, und als dann Aldenhoven ihr aus dem Wagen half, war sie wohl noch sehr blaß, doch wieder völlig Herrin ihrer selbst.

Das Gotteshaus war von Neugierigen fast ganz erfüllt. Die Verlobung des interessanten Millionärs, nach dem so viele Mütter heiratsfähiger Töchter ihre Nege ausgeworfen, mit einer armen Erzieherin hatte in gewissen Gesellschaftskreisen so gewaltiges Aufsehen gemacht, daß man nun auch seiner Hochzeit mehr als gewöhnliche Teilnahme entgegenbrachte. Auch Frau Göttersberg und ihre Tochter waren zugegen; ja, sie hatten sogar in einer der reservierten Stuhlreihen Platz genommen, und die Kanzleirätin erstreckte fast vor Zorn, als sie sich in ihrem altmodischen grellbunten Fähdchen unmittelbar vor den beiden Damen niederlassen mußte, die selbst in ihren Straßenkleidern noch so viel vornehmer und eleganter aussahen als sie.

In mächtigen Accorden durchschauten die Klänge der Orgel den hohen Raum, und die heilige Handlung begann. Während der Geistliche sprach, hatten die Damen Ruhe genug, die Erscheinung der Braut bis in die kleinsten Einzelheiten zu mustern, und obwohl sicherlich viele unter ihnen waren, die sich dieser Beschäftigung mit nicht gerade wohlwollenden Empfindungen hingaben, hätte Margarete doch voll und zufrieden sein dürfen mit dem Eindruck, den ihre herzwinnende Schönheit selbst auf die mißgünstigsten Zuschauerinnen hervorbrachte.

Sie aber dachte nicht mehr an die gaffende Menge, für die sie ein Gegenstand indiscreter Neugier war. Mit ganzer Seele gab sie sich dem erhabenen Ernst dieser Stunde hin, die über ihr Lebensschicksal entschied. Und wenn sich auch nicht die leiseste Glücksempfindung in ihrem Herzen regte, so fühlte sie doch in diesen feierlichen Augenblicken nichts mehr von jener atembeklemmenden Furcht, unter der sie noch auf der Fahrt zur Kirche gelitten.

Wohl hatte sie auch während des kurzen Brautstandes nicht gelernt, den Mann an ihrer Seite zu lieben, wie das Weib den Gefährten seines Lebens lieben soll; wohl mischte sich in die Hochachtung und Dankbarkeit, mit der sie zu ihm emporjah, noch immer ein Gefühl des Bangens, das sie vor seinen Zärtlichkeiten zurückbeben und bei seiner Verabschiedung erleichtert aufatmen ließ. Aber hier vor dem Altar gelobte sie sich, die ganze Kraft ihres Willens dafür einzusetzen, daß es von nun an anders werde. Und das Ja, mit dem sie auf die Frage des Geistlichen antwortete, galt ihr selbst als eine unverbrüchliche Bekräftigung ihres von keinem menschlichen Wesen vernommenen Schwures, Rudolf Aldenhoven allezeit nicht nur ein treues, sondern auch ein hingebendes und liebevolles Weib zu sein. Nie sollte er einen Grund haben, über sie zu klagen, nie sollte er ahnen, wie oft während dieser letzten Wochen nur der Gedanke an die Zukunft der Schwester sie abgehalten hatte, von dem Verlobnis zurückzutreten, an dessen Zustandekommen ihre eigne, freie Entscheidung einen so geringen Anteil gehabt.

Nun war es geschehen. Die Ringe waren gewechselt, der Segen gesprochen und die letzten Töne des Orgelspiels waren verklungen. Auch die Umarmungen und Glückwünsche in der Sakristei waren vorüber, und wieder durchschritt Margarete am Arm des Mannes, der nun ihr Herr und Gatte war, den langen Mittel-

gang der Kirche, um zu dem draußen harrenden Wagen zu gelangen.

Die Mehrzahl der Zuschauer hatte sich bereits entfernt; aber zwanzig oder dreißig von ihnen waren doch noch zurückgeblieben und drängten sich bei dem Ausgang zusammen, wo sie die schöne Braut noch einmal ganz in der Nähe betrachten konnten.

Bescheiden wichen sie bei dem Herankommen des jungen Paares so weit zurück, daß demselben der Weg freiblieb. Nur ein einziger blieb derart auf dem Gange stehen, daß Rudolf Aldenhoven ihn im Vorübergehen beinahe streifen mußte, und daß er, der bis dahin nur Augen für seine reizende junge Frau gehabt hatte, wohl oder übel genötigt war, einen Blick auf den Unhöflichen zu werfen.

Das Antlitz, in das er sah, war ein mageres, glattrasiertes Gesicht mit strengen Zügen und kalt blickenden grauen Augen — ein Gesicht, das an und für sich durchaus nichts Entsehlenerregendes hatte. Und doch brachte es auf Rudolf Aldenhoven eine höchst seltsame Wirkung hervor. Er wurde leichenblaß und fuhr zurück, wie wenn er in die leeren Augenhöhlen eines gespenstischen Totenschädels geblickt hätte. Das Lächeln erstarrte auf seinen Lippen, und wie zu einer angstvollen Frage öffnete er den Mund, ohne daß doch ein Laut vernehmlich geworden wäre.

So augenfällig waren alle diese Anzeichen eines furchtbaren Erschreckens, daß sie dem andern unmöglich hatten entgehen können. Aber in seinen unbeweglichen Zügen offenbarte sich nicht die leiseste Regung des Staunens. Mit einer leichten entschuldigenden Verbeugung trat er beiseite, und in der nächsten Sekunde war er zwischen den übrigen verschwunden.

Ein schwerer Atemzug hob Aldenhovens Brust. Der kleine Vorgang hatte sich mit Blitzesschnelle abgespielt, und er mochte hoffen, daß Margarete überhaupt nichts davon wahrgenommen habe, denn in derselben Sekunde noch neigte er sich wieder zu ihr herab, um ihr eine leidenschaftliche Zärtlichkeit ins Ohr zu flüstern. Aber ehe er dann draußen seinen Fuß auf den Wagentritt setzte, überflog sein Blick doch noch einmal wie suchend die ganze Umgebung, und was dabei in seinen Augen flimmerte, glich wieder einem Ausdruck tödlicher Angst.

Von dem Mann indes, der sich ihm an der Kirchenthür in den Weg gestellt, war nichts mehr zu sehen, und nur fremde, stumpf neugierige Gesichter waren es, die Rudolf Aldenhoven erblickte.

In dem Festsaal eines Hotels, das keineswegs zu den ersten und vornehmsten zählte, wurde das Hochzeitsmahl eingenommen. Schon die beschränkten Mittel des Kanzleirats hatten bedingt, daß die Feier im engsten Kreise begangen würde, und Aldenhoven hatte sich äußerst liebenswürdig in diese Notwendigkeit gefügt. Er selbst hatte nach seiner Erklärung keine Verwandten, die zu laden man genötigt gewesen wäre, und auf das Ersuchen des Kanzleirats, ihm eine Liste seiner Freunde zu übergeben, hatte er ihm nur die Namen zweier junger Offiziere genannt, deren Uniformen nun dem sonst so bescheidenen Feste einen gewissen Glanz verliehen. Im übrigen bestanden die Gäste durchweg aus Leuten, die zur Freundschaft der Bahrendorfs gehörten — aus kleinen Beamten und ehrsamem Rentiers, die sich nach einem hinter der Fleischbank oder dem Ladentisch verbrachten, arbeitsreichen Leben mit mehr oder weniger gesellschaftlichem Anstand dem behaglichen Müßiggang der sauer erworbenen Wohlhabenheit hingaben. Sie waren mit ihren Ehehälften oder ihren erwachsenen Töchtern gekommen und würden sich ohne Zweifel an dem für ihre Begriffe immerhin luxuriösen Diner weiblich ergötzen haben, wenn nicht die Vornehmheit des Bräutigams und seiner beiden Freunde ein wenig auf ihre Stimmung gedrückt hätte. Es ging von Anfang an recht still zu an der mit viel neu-silbernem Gerät geschmückten Tafel. Man unterhielt sich nur mit halber Stimme, und der Trinkspruch, den der Kanzleirat auf das junge Paar ausbrachte, war in seiner Trockenheit und mit seinen geschraubten Wendungen auch nicht danach angethan, die Wogen der Fröhlichkeit höher aufzuschäumen zu lassen.

Langsam schlichen die Stunden dahin, am langsamsten vielleicht den beiden Neuvermählten, denen die Befangenheit der ihnen zu Ehren versammelten Gäste unmöglich entgehen konnte. Daß die junge Frau still und nachdenklich vor sich hin schaute, erschien wenigstens dem weiblichen Teil der Gesellschaft vollkommen begreiflich; das Benehmen Aldenhovens aber wurde denen, die ihm zunächst saßen, immer auffälliger. Je weiter die Zeit vortrückte, desto weniger war er im Stande, seine nervöse Unruhe zu meistern. Und während er in dem einen Augenblick von übersprudelnder Heiterkeit und Liebenswürdigkeit erschien, konnte er gleich darauf in ein minutenlanges, brütendes Schweigen versinken, das sein Gesicht mit einemmal um ein Jahrzehnt älter machte und dem starren Blick seiner Augen etwas beinahe unheimlich Düsteres gab.

Wie eine Erleichterung wurde es ganz unzweifelhaft allgemein empfunden, als endlich der Kanzleirat das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gab. Die jungen

Mädchen aus der Bahrendorffschen Freundschaft machten sich Hoffnung auf einen Tanz und warfen verstoßene Blicke zu den beiden Leutnants hinüber. Rudolf Aldenhoven aber zog seine junge Frau in ein Nebenzimmer und sagte:

„Ich halte es für das Beste, mein Lieb, daß wir jetzt ohne viel Abschiednehmen verschwinden. Unsere Reisevorbereitungen sind zwar getroffen, aber ich wünsche, daß du Zeit genug behältst, dich in aller Ruhe umzu- kleiden. Und ein längeres Verweilen in dieser Gesellschaft kann dir ja auch unmöglich besondere Freude bereiten. Es bleibt doch dabei, daß Jenny dich in die Bahrendorffsche Wohnung begleitet, um dir bei deiner Toilette behilflich zu sein.“

„Sie hat es sich so ausbedungen und hat mich gebeten, uns nachher auch bis zum Bahnhof das Geleit geben zu dürfen.“

„Aber das ist doch selbstverständlich,“ sagte Aldenhoven, in dessen Augen es plötzlich aufleuchtete, wie wenn ihm ein sehr glücklicher Gedanke gekommen sei. „Ich eile, sie zu benachrichtigen, und ich bitte dich, inzwischen deinem Heim und deiner Gattin möglichst unauffällig lebewohl zu sagen.“

Die eigentümliche Hast in seinem Wesen mochte Margarete befremden, aber sie fügte sich doch ohne Widerspruch seinen Wünschen, und eine Viertelstunde später sahen die Neuvermählten mit Jenny im Wagen. Vor der Thür des Hauses, in dem der Kanzleirat wohnte, trennte sich Aldenhoven von den beiden Damen, da er ja ebenfalls in sein bisheriges Quartier zurück mußte, um sich umzukleiden. Er war während der ganzen Fahrt merkwürdig ernst und schweigsam gewesen, und die Art, wie er Margarete bat, ihre letzten Vorbereitungen zu beschleunigen, war so seltsam dringend, als hätte er für seinen Wunsch noch einen andern, zwingenden Grund wie nur die leidenschaftliche Ungebuld des Liebenden.

Sechstes Kapitel.

Der Diener, der Rudolf Aldenhoven in seiner eleganten Junggesellenwohnung empfing, war nicht wenig verwundert, seinen Herrn schon so früh heimkehren zu sehen, und sein Erstaunen wuchs, als er während des hastigen Umkleidens einem sehr eingehenden Verhör unterworfen wurde.

„Ist heute oder an einem der letzten Tage jemand hier gewesen, von dessen Besuch Sie mir aus Vergeßlichkeit oder aus irgend einem andern Grunde keine Mitteilung gemacht hätten?“

„Nein, Herr Aldenhoven.“

„Sie können mir das mit voller Bestimmtheit versichern?“

„Mit voller Bestimmtheit!“

„Und Sie erinnern sich auch nicht, daß sich bei Ihnen jemand nach mir erkundigt, Sie vielleicht über meine Person oder meine Verhältnisse auszuforschen versucht hätte? Denken Sie ernstlich nach, ehe Sie mir antworten; denn es ist möglicherweise von großer Bedeutung.“

Mit einer Miene, die kaum einen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit lassen konnte, schüttelte der Diener den Kopf.

„Ich kann mich wahrhaftig nicht auf etwas derartiges besinnen, Herr Aldenhoven!“

„Haben Sie jemals den Namen Gasketh gehört?“

„Nie in meinem Leben. Einen so sonderbaren Namen hätte ich gewiß nicht wieder vergessen.“

„Nun, der Mensch, den ich meine, könnte sich Ihnen auch unter einem andern Namen genähert haben. Es ist ein Mann von dreißig bis vierzig Jahren, mit magerem, bartlosem Gesicht und auffallend leiser, heiserer Stimme. Durch seine Aussprache müßte er sich Ihnen sofort als Engländer verraten haben.“

„Einen solchen Mann kenne ich bestimmt nicht, Herr Aldenhoven.“

„Es ist gut. Besorgen Sie mir einen Wagen.“

„Es ist ja auch unbedenklich,“ murmelte er, als der Diener sich entfernte hatte. „Er kann es nicht gewesen sein. Eine seltsame Ähnlichkeit muß mich getäuscht haben. Und doch...! Und doch...!“

Er hatte seinen Anzug beendet, als der Diener zurückkam, und er gab diesem den Befehl, sich nun unverzüglich mit dem Gepäck nach dem Bahnhof zu begeben.

„Aber ich würde viel zu früh kommen, Herr Aldenhoven! Der Kölner Expreszug fährt erst um zehn Uhr.“

„Sie werden trotzdem thun, wie ich Ihnen gesagt habe, und werden mich auf dem Bahnhof erwarten. Es ist möglich, daß ich mich entschließe, einen andern Zug zu benutzen.“

Erleichtert atmete er auf, als er zehn Minuten später von dem kleinen Dienstmädchen, das ihm die Thür der Bahrendorffschen Wohnung öffnete, erfuhr, auch die beiden Damen seien bereits mit ihrer Toilette fertig. Ohne sich anmelden zu lassen und ohne zu klopfen, betrat er das Wohnzimmer, in dem sie sich befanden. Allem Anschein nach war es eine sehr zärtliche und wehmütige Abschiedsszene, die er da gestört

hatte; denn die Schwestern hielten sich innig umschlungen, Jennys Köpfchen ruhte an der Schulter der jungen Frau, und Margarete hatte das Taschentuch an die Augen gedrückt. Ganz erschrocken fuhren sie bei dem unerwarteten Eintritt Aldenhovens auseinander; er aber entschuldigte sich in den lebenswärmigsten Worten und sagte dann — wie einer plötzlichen Eingebung folgend — rasch hinzu:

„Macht es Ihnen so viel Kummer, liebste Jenny, sich von Ihrer Schwester zu trennen — nun, so fliegen Sie doch gleich mit uns hinaus in die schöne, weite Welt!“

„Sie sind grausam!“ erwiderte sie. „Wie mögen Sie mir nur das Herz noch schwerer machen, in dem Sie so unerfüllbare Wünsche darin wachrufen.“

„Weshalb unerfüllbar? Ich mache Ihnen vielmehr in allem Ernst den Vorschlag, uns zu begleiten.“

Der Ton, in dem er das sagte, klang nicht nach einem Scherz. Die Schwestern aber sahen ihn bestürzt an, als wäre ihnen ein Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit gekommen.

„Sie können das nicht wirklich so meinen,“ sagte Jenny endlich beklommen. „Wie dürfte ich daran denken, ohne die Erlaubnis meines Vormundes abzureisen, auch wenn es nicht aus hundert andern Gründen unmöglich wäre!“

„Ah! Nichts ist unmöglich, was wir ernstlich wollen. Und dies wäre vollends die einfachste Sache von der Welt. Sie werden mir sagen, daß Sie keine Vorbereitungen getroffen hätten, aber was verschlägt das? Das Allernotwendigste können Sie in zehn Minuten eingepackt haben, und ich verpflichte mich, Ihnen morgen in München alles zu beschaffen, was Sie für die Reise brauchen.“

„In München?“ fragten beide wie aus einem Munde, denn sie hatten bis zu diesem Augenblick nichts andres geglaubt, als daß Paris das nächste Reiseziel sein sollte.

Aldenhoven aber nickte lächelnd.

„Freilich! Ich habe infolge einer eben erhaltenen Nachricht meine Dispositionen ändern müssen, und wir werden nicht mit dem Kölner, sondern schon mit dem Münchner Expreszuge fahren. Du bist doch hoffentlich damit einverstanden, liebste Herz?“

„Gewiß!“ erwiderte die junge Frau. „Das sind Dinge, über die du allein zu bestimmen hast. Aber dein Vorschlag, daß Jenny uns begleiten solle, ist doch wohl unausführbar, eine wie große Freude es mir auch bereiten würde, sie bei mir zu haben. Ohne die Einwilligung des Oheims dürfen wir jedenfalls nicht daran denken.“

Aldenhoven runzelte die Stirn.

„Auch dann nicht, wenn ich dir sage, daß voraussichtlich alle meine Zukunftspläne eine andre Gestalt annehmen, daß wir vielleicht niemals hierher zurückkehren werden?“

„Wie?“ kam Jenny im höchsten Schrecken der Antwort ihrer Schwester zuvor. „Dann hätte ich mich also umsonst auf all das Herrliche gefreut, das Sie mir versprochen haben. Und ich müßte nach wie vor bei den schrecklichen Bahrendorffs bleiben?“

„Sie hören ja, teuerste Schwägerin, daß ich Sie nicht einen Tag länger bei den unangenehmen Menschen lassen will. Gerade weil ich in diesem Augenblick noch nicht weiß, ob ich mir hier oder in einem andern Lande, vielleicht gar jenseits des Weltmeeres mein Nestchen einrichte, möchte ich Sie zur Vermeidung aller späteren Weilläufigkeiten von vornherein bei uns behalten. Wenn ich jetzt meinen Diener zu dem Herrn Kanzleirat schicke mit der Meldung, daß wir uns entschlossen hätten, Sie mit auf die Hochzeitsreise zu nehmen, wird er sich nach einigen Deklamationen über die unerhörte Rücksichtslosigkeit wohl oder übel mit der vollendeten Tatsache abfinden müssen. Ob er Ihnen aber im andern Falle gestatten würde, uns später an irgend einen weit entlegenen Ort zu folgen, scheint mir bei der Beschränktheit und dem Eigensinn des würdigen Herrn einigermaßen zweifelhaft. Sie sehen, es handelt sich bei meinem Vorschlag keineswegs um einen Scherz oder eine übermütige Laune, sondern um einen wohlüberlegten und, wie ich glaube, recht vernünftigen Entschluß.“

Wäre die Frist, die den Schwestern zur Ueberlegung gegeben war, eine längere gewesen, so hätten doch vielleicht ihre Bedenken den Sieg davongetragen über die mächtige Versuchung. Jetzt aber, da sie zu einer sofortigen Entscheidung gedrängt wurden, hatte Aldenhovens kluge Beredsamkeit leichtes Spiel, zumal ja sein Vorschlag ihren eignen sehnlichsten Herzenswünschen Ausdruck gab. Was ihnen im ersten Augenblick so toll und unmöglich erschienen, war nach kaum zehn Minuten ein fest beschlossener Plan, und während die beiden Schwestern in einer Verwirrung, an der die Bangigkeit ebensoviele Anteil hatte als die Freude, einen kleinen Handkoffer für Jenny packten, schrieb Aldenhoven im Nebenzimmer einen kurzen Brief an den Kanzleirat Bahrendorf, um ihm die sonderbare Entführung seiner Nichte mit einigen launigen Worten zu erklären.

„Die Kleine wird mir verwünscht unbequem werden,“ dachte er dabei, „aber es ging nicht anders, ich mußte sie mitnehmen, wenn ich die Freiheit gewinnen wollte, zu gehen, wohin es mir beliebt. Ist nur die geliebte Schwester bei ihr, so wird Margarete sich in alles fügen, selbst wenn die Hochzeitsreise ein wenig den Charakter einer Flucht annehmen sollte.“

Er hatte seinen Brief eben beendet, als Jenny in der Thür erschien, um mit beklommener Stimme zu melden, daß auch sie mit ihren Vorbereitungen fertig sei. Sie bat, eine herzliche Bitte um Verzeihung unter das Schreiben setzen zu dürfen, aber Aldenhoven, der jetzt beständig die Uhr in der Hand hatte, gestattete ihr nur wenige Zeilen. Dann steckte er den Brief zu sich, um ihn nachher seinem Diener zu übergeben, und drängte zum Aufbruch.

Es war eine seltsame Stimmung, in der mit der Fahrt zum Bahnhof diese Hochzeitsreise begann. Margarete war noch stiller und schweigsamer als zuvor, und daß Jenny vor Angst und Gewissenspein zunächst noch nicht dazu kam, sich der in Aussicht stehenden Genüsse zu freuen, war ihr deutlich genug von dem blassen Gesichtchen zu lesen. Aldenhoven schien zwar gut gelaunt, denn er sprach fast unausgesetzt und lachte viel, aber das Unbehagen, das auch ihn beherrschte, verbarg sich doch nur recht notdürftig hinter dieser erzwungenen Heiterkeit.

Als sie ankamen, fehlten kaum noch zehn Minuten an der fahrplanmäßigen Abgangszeit des Münchner Zuges, und Aldenhoven lief zum Schalter, um drei Schlafwagenplätze zu nehmen. Aergertlich zog er die Brauen zusammen, als man ihm sagte, daß nur noch zwei Betten frei seien, und daß er sich für die dritte Person mit einem gewöhnlichen Billet erster Klasse begnügen müsse. Aber es blieb ihm nichts andres übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen. Und während der pünktlich erschienene Diener für die Aufgabe des Gepäcks Sorge trug, brachte er die beiden Damen in dem für sie bestimmten Abteil des Schlafwagens unter, mit ritterlichem Eifer darauf bedacht, es ihnen so bequem als möglich zu machen. Erst als ihn der dienstthuende Beamte höflich ersuchte, seinen Platz einzunehmen, da der Zug sogleich abgehen werde, verabschiedete er sich von seiner jungen Frau und von seiner Schwägerin, um das im nächsten Wagen befindliche Coupé aufzusuchen, in das der Diener schon vorher sein Handgepäck gelegt hatte.

Das letzte Zeichen wurde eben gegeben, als der Schaffner die Thür hinter ihm schloß, und nun erst sah Aldenhoven, daß er nicht, wie er gehofft, allein in dem Abteil geblieben war. Eine dunkel gekleidete Frauengestalt lehnte in der Ecke am gegenüberliegenden Fenster, die Hände im Schoße gefaltet und schon in der Haltung einer Schlafenden. Sie trug einen kleinen Hut und einen ganz über das Gesicht herabgezogenen schwarzen Schleier, dessen Gewebe so dicht war, daß selbst das schärfste Auge nichts von ihren Gesichtszügen hätte erspähen können. Aldenhoven grüßte sie als wohl- erzogener Mann durch eine leichte Verbeugung, und sie gab mit einem — allerdings kaum merklichen — Neigen des Hauptes die Höflichkeit zurück. Dann ließ auch er sich in seiner Ecke nieder, fest entschlossen, keine Unterhaltung mit seiner Reisegefährtin anzuknüpfen, von der er ja nicht einmal wußte, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei. So seltsam und unerfreulich auch immer die Lage, in der er sich befand, für einen heute vermählten jungen Ehemann sein mochte, so frei und leicht fühlte er sich doch, als der Zug mit dumpfem Gepolter die Bahnhofshalle verlassen hatte, um nun mit wachsender Geschwindigkeit draußen auf freier Strecke in die Nacht hineinzujaufen. Es war ihm zu Mute wie einem, der eine große Gefahr hinter sich gelassen hat, und er war in Versuchung, über die Geistesfurcht zu lächeln, von der er sich so lange hatte peinigen lassen.

Seine unbekannte Begleiterin verharrte noch immer regungslos in ihrer einmal eingenommenen Stellung. Vielleicht war sie schon eingeschlafen, denn sie bemerkte es offenbar nicht, daß ein Handschuh, den sie vorhin abgestreift hatte, von ihren Knien herab auf den Fußboden gegliitten war. Aldenhoven aber gewann es nicht über sich, ihn dort liegen zu lassen. So behutsam als möglich neigte er sich hinüber, um ihn aufzuheben und ihn neben die vermeintlich schlummernde auf das Polster zu legen. Da wandte sie ihm ihr Gesicht zu, und er sah durch die Maschen des Schleiers das Weiße ihrer Augen mit eigentümlich phosphoreszierendem Glanze leuchten.

„Ich danke dir, Roger!“ sagte sie mit einer auffallend dunkel gefärbten, doch sehr melodischen Stimme, und dann, mit einer raschen Handbewegung, schob sie das schwarze Gewebe empor, das ihm so lange ihre Züge verhüllt hatte.

Siebentes Kapitel.

Rudolf Aldenhoven war zurückgefahren, wie wenn er dem Tode selbst ins Auge gesehen hätte. Das noch ungedämpfte Licht der an der Wagendecke angebrachten



Vom Kriegsschauplatz in China: Verhör eines von einer Strafexpedition eingebrachten Boxerführers. Zeichnung von Frank Dadd.

Lampe fiel voll auf sein Gesicht und machte die fahle Leichenblässe desselben offenbar. Er sah aus wie jemand, der eben eine tödliche Wunde empfangen hat, und die unsicher tastende Bewegung, mit der seine Hand nach der Armlehne des Polsterstuhls suchte, war die eines Menschen, der plötzlich den Boden unter seinen Füßen schwinden fühlt.

"Panchita!" stieß er hervor, und seine Stimme hatte einen merkwürdig veränderten, gleichsam gebrochenen Klang. Die andre aber glitt von der Bank herab in die Kniee und hob ihre gefalteten Hände zu ihm empor.

"Ja, Roger! Ich bin es — dein unglückliches Weib, das seit Monaten die halbe Welt durchirrt hat, um dich zu suchen."

"Bist du endlich dieser großartige Theatercoup gegliückt?"

Er hatte es rauh und höhnisch ausgerufen. Ihre slavische Demut hatte ihm geholfen, blickschnell den ersten furchtbaren Schrecken zu überwinden, und die Röte, die jetzt in seine Wangen zurückkehrte war die Röte des Jornes.

"Steh auf!" fuhr er herrischen Tones fort. "Du solltest doch wissen, daß mir jegliches Verständnis fehlt für das Poetische und Rührende solcher Szenen!"

Aber sie gehorchte ihm nicht.

"Nein, hier zu deinen Füßen werde ich liegen bleiben, bis du selbst mich aufhebst, um mich an deine Brust zu nehmen. O, sei barmherzig, Roger! Denke daran, was ich leiden mußte, um endlich, endlich diesen Augenblick zu erleben."

Sie konnte ein inbrünstigeres Flehen über die Lippen eines Weibes gekommen sein; das Gesicht des Mannes aber war nur noch finsterner und härter geworden.

"Wenn ich nicht aufgelegt bin, Mitleid mit dir zu fühlen, so hast du es nur dir selbst zuzuschreiben oder vielleicht denen, auf deren Rat du diese feine ersonnene Komödie ins Werk gesetzt. Durch eine geschickte Ueberumpelung dachtest ihr mich zu fangen — nicht wahr? Aber der Anschlag ist mißglückt, wie du siehst. Ihr habt euch in der erwarteten Wirkung gründlich betrogen."

"Ich wollte dich nicht überrumpeln, Roger! Ich wollte nur sicher sein, daß niemand unser erstes Wiedersehen belauscht. Sieh, wir haben einander doch so vieles zu sagen, was niemand hören darf und mit meinem Willen niemand hören soll. Denn alles könnte ich ertragen, nur nicht, daß andre dich für herzlos und grausam hielten."

"Sehr großmütig, in der That! Nur wirst du, wie ich hoffe, nicht auf allzu lebhaftige Dankbarkeit dafür gerechnet haben. Wer einmal die Krallen einer Rabe gespürt hat, der läßt sich auch durch die weichsten Sammetpfötchen nicht mehr täuschen. Erst streicheln, dann kraken — ich kenne sie zur Genüge, diese Ragenstrategie!"

"Aber ich denke bei Gott nicht daran, zu kraken, Roger — jetzt nicht mehr! Stelle mich auf die Probe, wenn du mir nicht glauben willst! Schlage mich, martere mich! Und sei versichert, daß ich geduldig stillhalten, daß ich dankbar die Hand küssen werde, die mich peinigt."

"Welches Vergnügen sollte es mir bereiten, dich zu martern? Bin ich denn ein Hensersknecht?"

Die schöne Frau, die er vorhin Panchita genannt, während sie von Frank Hasketh stets als Mrs. Norwood angeredet worden war, senkte den Kopf.

"Es gab allerdings eine Zeit, da ich glaubte, daß es dir Freude mache, mich grausam zu behandeln."

"Ah! Sind wir nun endlich bei den Anklagen und Vorwürfen angelangt? Du hast einen hübschen Vorrat davon in Bereitschaft — nicht wahr?"

"Nein, Roger, du hast mich nur nicht ausreden lassen. Wohl gab es eine solche Zeit, aber sie ist längst vorüber. Jetzt weiß ich, daß du gar nicht anders handeln konntest — daß ich dich gequält und geärgert habe, statt dir dankbar zu sein für das Glück, das du mir gewährt hattest — und daß mein Geist wirklich krank gewesen sein muß damals, als du dich entschloßest, mich der Obhut des Doktor Hunt zu übergeben. Gewiß hat er dir gesagt, daß mein Leiden unheilbar sei, daß ich nicht lange mehr leben könne. Und nur, weil du seiner Versicherung Glauben schenkest, überliebst du mich meinem Geschick. Sage mir, daß es so ist, Geliebter — oder nein, sage mir nichts! Es bedarf für mich keiner Bestätigung, um mich an deine Großmut und an deine Liebe glauben zu machen. Ich allein war es, die gefehlt hat — ich allein habe Verzeihung zu erhehlen!"

Die Beharrlichkeit ihrer hingebenden Demut schien doch nicht ganz ohne Eindruck auf Aldenhoven zu bleiben. Zwar hob er die noch immer vor ihm Knieende nicht zärtlich auf, wie sie es vorhin von ihm erbeten hatte, aber es klang doch weniger rauh und hart, als er sagte:

"Wenn du wirklich nicht die Absicht hast, mir eine Scene zu machen, sondern wenn wir uns ruhig und

vernünftig miteinander aussprechen wollen, so steh vor allem auf, Panchita! Wir werden nicht zu einer Verständigung kommen, solange du dich bemühest, dieser Situation einen dramatischen Charakter zu geben, den sie meiner Ansicht nach ganz und gar nicht hat."

"Laß mich, wo ich bin, Roger! Ich bin glücklich, hier zu deinen Füßen liegen zu dürfen, und man kann in der ersten Stunde des Wiedersehens nach so langer Trennung doch wahrlich nicht ruhiger und vernünftiger sein, als ich es bin. Ich mache dir keinen Vorwurf, und ich langweile dich nicht durch eine umständliche Erzählung meiner Leiden, obwohl ich daran in meiner Gefangenschaft bei dem entsetzlichen Doktor Hunt so viele und so schwere habe erdulden müssen."

Aldenhoven hatte während ihrer letzten Worte sein Gesicht dem Fenster zugewendet, an dem die Signallaternen gleich Sternschnuppen pfeilschnell vorüberflogen, während hier und da die Lichter irgend einer fernen Ortschaft für die Dauer von Sekunden aus der nächtlichen Finsternis aufblinzelten.

"Davon mußte ich natürlich nichts," sagte er. "Doktor Hunt war mir als ein ebenso gewissenhafter wie menschenfreundlicher Arzt empfohlen worden, und er hatte mir in der That versichert, daß deine Gemütskrankheit eine unheilbare sei. Er teilte mir niemals etwas von einer eingetretenen Besserung mit, und wenn er dich trotzdem aus seiner Behandlung entlassen hat..."

"O nein, er hat mich nicht entlassen," fiel Panchita ein, "wenigstens nicht freiwillig. Man hat ihn gewaltsam zwingen müssen, mir meine Freiheit wiederzugeben."

Es war vielleicht kein sehr kluges Wort gewesen, das sie da gesprochen, denn die tiefe Falte erschien aufs neue zwischen Aldenhovens Brauen, und er streifte sein Weib mit einem funkelnden Blick.

"Wer war es, der ihn dazu gezwungen hat? — Vielleicht Frank Hasketh, mein entlassener Sekretär?"

"Ja, Roger, seinem unerschrockenen und aufopfernden Beistand allein habe ich meine Befreiung zu verdanken."

"Eine Aufopferung, für die er sich ohne Zweifel angemessen bezahlt gemacht hat!"

"Nicht mit Geld, wie du zu glauben scheinst. Um ihn angemessen zu bezahlen, wäre ich ja auch nicht einmal reich genug gewesen. Das Kapital, das du bei — bei deiner Abreise für mich ausgelegt hattest, würde mir nicht gestattet haben, ihn zu belohnen, wie er es verdiente."

Es war jedenfalls groß genug, um alle deine Bedürfnisse zu bestreiten, selbst wenn du noch Jahrzehnte hindurch eine Kostgängerin des Doktor Hunt geblieben wärest. Und es scheint immerhin genügt zu haben, dir sehr ausgedehnte Vergnügungsreisen zu ermöglichen. Aber wenn es dem ehrenwerten Mr. Hasketh nicht um Geld zu thun war — nun, eine schöne junge Frau kann ihrem Ritter wohl auch auf andre Weise ihren Dank abstaten."

Mit so eisigem, schneidendem Hohn hatte er ihr diese Beleidigung ins Gesicht geworfen, als sei er ihrer knechtischen Sanftmut nachgerade überdrüssig geworden und wünsche, sie zum Jorne zu reizen. Aber sie ließ sich von ihm beschimpfen, ohne in leidenschaftlicher Entrüstung aufzufahren, und schmerzlich, nicht heftig klang es, da sie erwiderte:

"Ich wäre tausendmal eher gestorben, Roger, als daß ich dir auch nur mit einem einzigen Gedanken die Treue gebrochen hätte. Nein, niemals hat Hasketh die Achtung, die er mir als der Gattin eines andern schuldig ist, durch ein Wort oder einen Blick zu verleihen gewagt. Und wenn er thöricht genug gewesen wäre, in seinem Herzen einen so wahnwitzigen Wunsch zu hegen, würde er mir dann mit so aufreibendem, rastlosem Eifer behilflich gewesen sein, dich zu finden?"

"Daß es dir gelang, war also ebenfalls ausschließlich das Werk dieses Wadern, nicht wahr? Und den famosen Ueberfall hier im Eisenbahncoupé, ich habe ihn auf die Rechnung des Herrn Frank Hasketh zu setzen, der damit die lange Reihe seiner edlen und uneigennütigen Handlungen durch einen glorreichen Abschluß zu krönen gedachte. Warum in aller Welt aber hat er sich das Vergnügen versagt, die Wirkung seines genialen Anschlages mit eignen Augen zu genießen?"

"Jedenfalls, weil er klug und zartfühlend genug ist, sich zu fagen, daß ich meines Beistandes nun nicht mehr bedarf. In das, was zwischen uns beiden geschieht, Roger, hat kein dritter sich einzumischen, und wäre es selbst ein so treuer, bewährter Freund wie er."

"Wohl! — Und was soll denn nun deiner Meinung nach zwischen uns geschehen, Panchita? Welches ist der Zweck dieser mit so viel Raffinement ausgeklügelten Ueberraschung?"

"Muß ich dir darauf wirklich erst antworten, Geliebter? Bin ich nicht dein angetrautes Weib? Was kann ich anders von dir begehren, als daß du mir wiedergiebst, was ich seit achtzehn Monaten in heißem Verlangen ersehnt habe — den Platz an deiner Seite, der mir nach göttlichem und menschlichem Gesetz gebührt!"

"Und dein neuer Freund sollte dir nicht gesagt haben, daß du damit etwas Unmögliches forderst — daß ich dir alles andre eher gewähren könnte als gerade dies?"

"Wenn er mir etwas derartiges gesagt hätte, so würde ich ihm doch nicht geglaubt haben, Roger! Aber wir verstehen uns wohl noch nicht ganz. Du glaubst vielleicht, mir etwas verheimlichen zu müssen, aus Furcht, dich vor mir zu kompromittieren. Aber du darfst unbesorgt sein, ich weiß alles, und du kannst rückhaltlos über alles mit mir sprechen — auch über diese sogenannte Heirat, die du heute geschlossen."

"Nun gut, sprechen wir davon. Und um deinetwillen zumal soll es mir lieb sein, wenn du die Dinge wirklich so vernünftig ansiehst, wie deine Worte es mich glauben machen wollen. Ob ich mich durch diese meine heutige Heirat gegen irgend ein göttliches oder menschliches Gesetz vergangen habe, kann dabei füglich unerörtert bleiben. Denn an dem, was einmal geschehen ist, wäre ja durch solche Auseinandersetzungen nichts mehr zu ändern!"

"Nein! Und ich verstehe gut genug, wie das alles so kommen konnte. Nach den Versicherungen dieses schurkischen Doktor Hunt mußt du mich für eine lebendig Tote halten. Ob ich auf einem Friedhofe lag oder als eine unheilbar Wahnsinnige die Last des Daseins weitertrug, für dich bedeutete es dasselbe. Und du bist nicht gemacht, um einsam durch das Leben zu gehen. Jene andre ist schön — ich habe sie gesehen, als du ihr behilflich warst, in den Schlafwagen zu steigen. Daß sie dein Blut in Flammen setzte, wie sollte ich es nicht begreifen! Und wenn du sie nicht anders gewinnen konntest als durch das Gaukelspiel einer Heirat, warum hättest du dich bedenken sollen, es ins Werk zu setzen, da du doch nur gegen den toten Buchstaben des Gesetzes zu sündigen meintest, nicht gegen das Recht einer Lebenden. Nein, ich zürne dir nicht, Roger — und nie, das schwöre ich dir, nie werde ich die Erinnerung an diese Scheinheirat heraufbeschwören, um dich damit zu quälen oder zu beschämen."

"Bist du so bereit zu großmütiger Verzeihung und vermagst du die Beweggründe meines Handelns so unbefangen zu beurteilen, weshalb dann dies alles, Panchita? Weshalb das unmögliche Verlangen nach Wiedereinführung in deine Rechte?"

"Unmöglich! Ja, sind meine Rechte denn nicht die älteren und heiligeren? Und willst du mich dafür läßen lassen, daß du mich irtümlich für eine Gestorbene hieltst?"

"Deine Rechte sind die älteren — das ist außer Zweifel. Und ich würde sie — gern oder ungern — respektiert haben, wenn es dir oder deinem edlen Freunde Hasketh gefallen hätte, sie vierundzwanzig Stunden früher geltend zu machen. Nun aber ist es zu spät, nun kann ich nicht mehr zurück, und du mußt dich in dein Schicksal finden."

"In welches Schicksal, Roger?"

"Nun, in die Notwendigkeit, nach Amerika zurückzukehren und mich fortan als einen Gestorbenen zu betrachten."

"Das ist nicht dein Ernst. Du willst mich nur prüfen — ich weiß es. Denn darüber, daß ich niemals thun werde, was du da sagst, kannst du ja nicht im Zweifel sein."

"Und wenn ich dir sage, daß du es thun mußt, daß es irgend ein furchtbares Unglück geben würde, wollest du es verweigern?"

"So mühte ich das Unglück geschehen lassen, Roger; denn was du da forderst, geht über meine Kräfte."

Sie sagte das ganz sanft und leidenschaftlos, aber zugleich mit einem Klang von Bestimmtheit, der ihn wohl überzeugen mußte, daß er leichter hätte einen Felsen von der Stelle rücken, als ihren Entschluß erschüttern können. Und während er sich trotz seiner wechselnden Empfindungen bis dahin mit starker Willenskraft beherrscht hatte, packte es ihn bei dieser Erkenntnis plötzlich wie ein Anfall wilder Raserei. Er ergriff die Knieende an beiden Schultern und neigte sich zu ihr herab, daß sein wutverzerrtes Gesicht mit den weitgeöffneten, haßfunkelnden Augen dem ihrigen ganz nahe war.

"Weib!" leuchtete er. "Bringe mich nicht um den Verstand! Treibe mich nicht zum Aeußersten! Oder, bei Gott, ich weiß nicht mehr, was ich thue!"

Er schüttelte sie, als wollte er sie zwischen seinen Fäusten zermalmen. Sie aber ließ geduldig alles mit sich geschehen.

"Du kannst mich töten — kannst mich zu jener Ehre dort hinauswerfen. Ich bin ja nur ein schwaches Weib, und ich werde mich nicht einmal sträuben. Aber du wirst jene andre darum doch niemals besitzen, Roger — niemals!"

Ein schriller, langgezogener Pfiff der Lokomotive gestellte ihnen ins Ohr. Er bedeutete, daß sie sich der ersten Station näherten, und das verlangsamte Fahrtempo sagte ihnen, daß der Zug sogleich halten werde. Mit einem gewaltigen Ruck seiner riesenstarken Arme riß Rudolf Aldenhoven Panchita empor.

„Dorthin — auf deinen Platz!“ herrschte er sie an. „Und jetzt keinen Laut mehr!“ Nachher — nachher werden wir unsre Sache ins reine bringen.“

Sie gehorchte stumm, indem sie sich wieder in ihrer Ecke niederließ. Fast in der nämlichen Sekunde schon wurde die Thür des Coupés aufgerissen, und der Schaffner rief den Namen der Station mit dem Hinzufügen:

„Drei Minuten Aufenthalt!“

Das wäre Zeit genug gewesen, um Aldehoven einen kurzen Besuch bei seinen Damen zu gestatten, die sich ja sicherlich noch nicht zur Ruhe begeben hatten. Aber er war offenbar nicht in der Laune, jetzt seinem jungen Weibe gegenüberzutreten, und rührte sich nicht von seinem Sitz. Sein Gesicht mit den fest zusammengepreßten Lippen und der düster gefurchten Stirn war dem matt erleuchteten Bahnsteig zugewendet, wo einige der Passagiere auf und nieder gingen, um sich durch ein paar Atemzüge frischer Luft zu erquicken. Einer von ihnen schritt dicht an der Wagengereihe entlang, ein mittelgroßer, zierlich gebauter Mann mit hagerem, bartlosem Gesicht und eigentümlich starren Zügen. Als er zu dem Abteil gelangt war, in dem sich soeben die seltsame Wiedersehenszene abgespielt, begegnete Rudolf Aldehovens Blick dem seiner kalten, grauen Augen, und sekundenlang sahen sie einander an, als wollte jeder in den verborgenen Falten von des andern Seele lesen. Aber der Mann auf dem Bahnsteig grüßte nicht, und sein Gesicht blieb ganz unbeweglich. Langsam setzte er

so ein gewaltiger Versuch der Befreiung zu nichts anderm als zu zweckloser Selbstvernichtung hätte führen können.

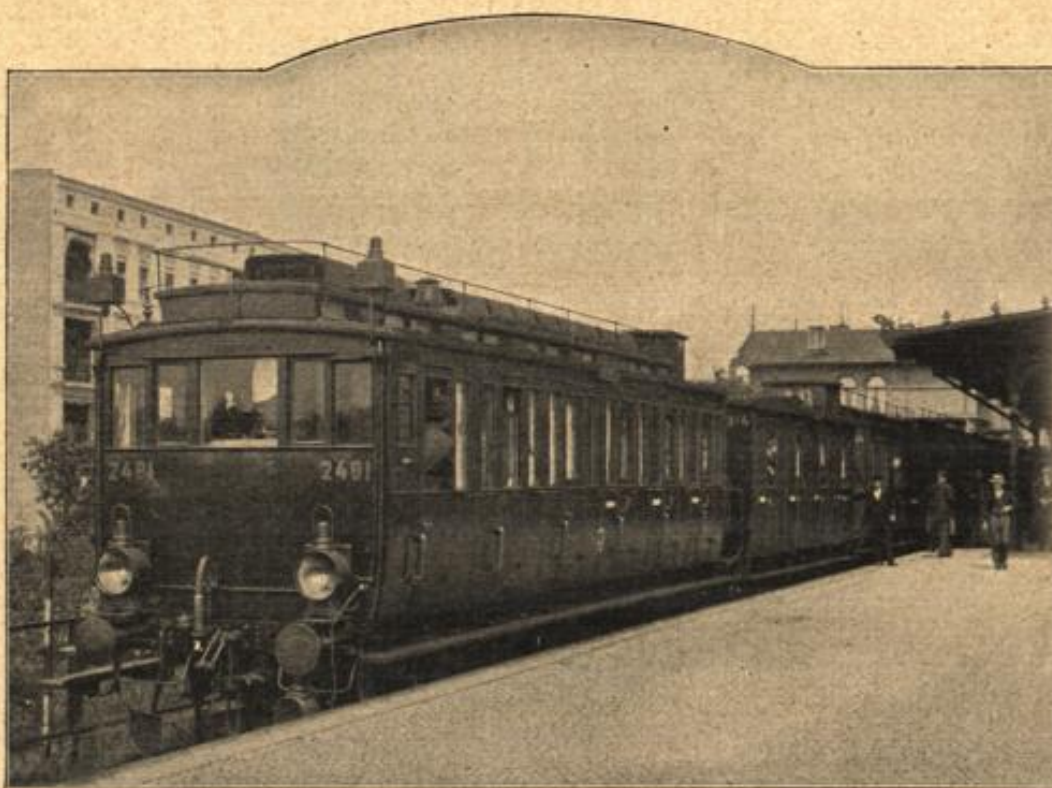
(Fortsetzung folgt.)

lich schwere Bierwagen, große Geschäftswagen der Warenhäuser und sonstige Lastfahrwerke aller Art vorbeizogen, dann kann man sich dieses „Berlin vor hundert Jahren“ kaum noch vor das geistige Auge führen. Die Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches hat einen Aufschwung genommen, der alles Wachstum anderer Städte weit zurückläßt. Und noch immer mehr dehnt sich die Riesin aus, streckt ihre Arme mit jedem neuen Jahr weiter und weiter und schmückt sich zugleich so herrlich, daß sie wohl in kurzer Zeit die „schönste Stadt der Welt“ sein wird. Zugleich aber pulsiert auch immer kräftiger und stärker der gewaltige Lebensstrom „Verkehr“ in ihren Adern und flutet und wächst zu nie gekannter Höhe. Wie würden die guten Bürger von Anno 1800 staunen, wenn sie ihre Stadt jetzt noch einmal sehen könnten!

Einige Ueberreste aus „uralten Zeiten“ haben sich allerdings noch bis auf den heutigen Tag erhalten und beginnen erst in der allerletzten Zeit zu verschwinden. Es sind dies die Hundewagen und die „fahrenden Händler“. Besonders des Morgens sieht man allenthalben die mit großen Hundengespannen bespannten Karren in den Straßen halten. Sie befördern alles mögliche: Milch, Kienäpfel, Preßkuchen,

Lumpen, Grünkraut. Die armen Tiere, die von Hitze und Kälte gleich zu leiden haben, liegen im Winter zitternd auf ihrer polizeilich verlangten hölzernen Unterlage, im Sommer verschmachten sie vor Durst und Klagen in weniger angenehmen als jammervollen Tönen Himmel und Menschen ihr Leid. In letzter Zeit hat sich der Tierchutzverein ihrer angenommen und ganze Gefährtentransporte eingeführt, die so viel Anklang fanden, daß zu Weihnachten eine große Sendung „Weihnachtsekel“ bestellt wurde. Die geduldbigen Grautiere, mit hübschem roten Geschirr geschmückt, ersetzen jetzt bereits vielfach den zum Ziehen wenig tauglichen Hund und sind das Entzücken der Großstadtkinder.

Der „liegende Händler“ hält mit Zähigkeit an seinen durch die Zeit erzwungenen Privilegien fest. Hat auch die gestrenge Polizei die mit allerlei Kram, mit Kurzwaren, Zitronen, Vanille, Kleiderhaltern und billigen Spielsachen handelnden Frauen aus der Nähe der Markthallen verbannt, der Händler läßt sich einflößen noch nicht vertreiben. An seiner Straßenecke, an der er seit Jahren seinen Platz hat, harret er mit Zähigkeit aus. Im Winter erfriert er beinahe, in der Sommerhitze schmort er. Aber unentwegt preist er mit gellender Stimme und zuweilen mit unglaublicher Zungenfertigkeit und echtem Berliner Witz seine Ware



Der erste elektrische Zug auf der Wannseebahn.

Der Berliner Verkehr an der Jahrhundertwende.

Von

L. Schulze-Brück.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ottomar Anschütz in Berlin.

Berlin vor hundert Jahren! — Eine stille Mittelstadt mit etwas über 200 000 Einwohnern, enge Straßenzellen, kleine Häuser. Wo sich jetzt prächtige, neue Stadtteile erheben, Vororte, von denen jeder fast ebensoviel Einwohner zählt, als das ganze damalige Berlin, standen damals elende Fischerdörfer oder primitive Ansiedelungen im dünnen märkischen Sande. In den ungepflasterten Seitenstraßen der Stadt wuchs das Gras, und wer abends ausgehen mußte, nahm seine Laterne mit, um in der tiefen Dunkelheit keinen lebensgefährlichen Fall zu thun.

Die Bürger Berlins waren ruhige, solide Leute, die ihren Handel und Wandel mit einer bequemen Gemächlichkeit trieben und bedächtigen Schrittes durch

die Straßen der Haupt- und Residenzstadt fürbass wandelten, in denen der ganze Verkehr sich in recht bescheidenen Grenzen bewegte.

Wenn man heute die menschenwimmelnde Leipzigerstraße mit ihren vierstöckigen Geschäftspalästen entlang schreitet, von allen Seiten im flutenden Verkehr geschubst, gedrängt, gestochen, wenn man etwa am Stadtbahnhof Alexanderplatz Posto faßt, während die Bahnzüge über unserm Haupte dröhnen, die elektrischen Bahnen in doppelter Reihe an uns vorbeirauschen, die mit Menschen vollbesetzten Omnibusse einer hinter dem andern sich im Trabe durch das Gewirre winden, während die Droschken zweiter „Jüte“ und die etwas flinkeren Taximeter das Gewühl durchqueren, und schließ-



Fliegende Händler.

seinen Weg noch um ein Duzend Schritte fort, um dann umzukehren und einen der lezten Wagen des Zuges wieder zu besteigen.

Rudolf Aldehoven aber hatte in den Augen seines ehemaligen Sekretärs Frank Gasteth gelesen, daß es ihm in der That wenig helfen würde, wenn er den Mund seines ersten Weibes für immer zum Schweigen brächte. Nicht sie war sein Verhängnis, sondern jener Mann da hinter ihm, von dem er so wenig Schonung und Erbarmen zu erwarten hatte, als er selbst ihm Schonung und Erbarmen gewährt haben würde, wenn das Schicksal ihn in seine Hand gegeben hätte. Für den Augenblick hatte er das Spiel verloren, das erkannte er jetzt mit voller Klarheit; und wenn es überhaupt noch eine Möglichkeit für ihn gab, die Schlinge zu zerreißen, in die er sich verstrickt sah, so mußte er dafür einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten als diesen.



Gesellschaftswert.

an. Er handelt mit allem. Im frühen Frühjahr mit Weidenläzchen und Schlüsselblumen, im Sommer mit Obst aller Art, im Herbst und Winter mit Apfelsinen. Besonders den Apfelsinenhandel betreibt er schwunghaft: „Apfelsinen, Ap-pel-si-nen! 't Stüd acht Pfenn'je! Scheene Apfelsinen, Madamken! — Sechs Pfenn'je woll'n Se jeben? ... Aee, davor loofe id se selber! Denn lege id mein Jeschäft nieder un dhue nisch wie Apfelsinen loopen!“

An den belebteren Straßen finden sich die Händler mit allerlei Krimstrümpfen, Weihnachtsmännern, Neujahrskarten, Rotillonorden, Papierfischchen werden angepriesen, ein fliegender Antiquar legt seine Schätze aus, echtes indisches Räucherpulver demonstriert mit einem erstickenden Qualm seinen zweifelhaften Geruch, Hundehändler bieten allerliebste ganz junge Tierchen an, die kofelt mit roten und blauen Wollpuscheln geschmückt sind, Zeitungen und Extrablätter werden mit gellender Stimme ausgerufen.

Auch die Tage der fliegenden Händler sind gezählt, das heißt derjenigen, die von einem Wagen aus ihren Kram verkaufen. Der immer mächtiger flutende Straßenverkehr spült sie hinweg, denn die Verwaltung vermag selbst für diesen kaum noch Raum zu schaffen. Eine neue, tief einschneidende Verordnung soll schon in der nächsten Zeit in Kraft treten, wonach in der Zeit von zehn Uhr morgens bis sieben Uhr abends in den belebteren Straßen der Stadt keine beladenen Lastwagen unnötigerweise passieren, noch ihre Lasten ab- oder ausladen dürfen. Damit verschwinden für die verkehrreichen Zeiten die riesigen Bierwagen, deren schwere, wohlgenährte Zugpferde die hochaufgetürmte Fässerladung in schnellstem Trabe befördern, die Flaschenbierwagen mit ihren ebenfalls ängstlich hochgestapelten Flaschenbehältern, die übel berufenen Schlächterwagen, deren rücksichtsloses Fahren fast täglich schweres Unheil anrichtet, die Wagen der großen Konfektions- und Modewarengeschäfte und Hunderte der verschiedensten Gefährte, die sonst in fast ununterbrochener Reihe die Straßen passieren und ein Ueberschreiten des Fahrdammes an vielen Stellen lebensgefährlich machen. Ob diese Neuerung durchzuführen ist, bleibt abzuwarten. Eine Entlastung der Straßen wäre jedenfalls sehr wünschenswert.

Die beiden Hauptstraßen Friedrichstraße und Unter den Linden werden allerdings nicht von Straßenbahnen befahren. Aber eine ununterbrochene Reihe von Fuhrwerken kreuzt sie dennoch. Am meisten bemerklich machen sich die riesigen Omnibusse, schwerfällige Kolosse, die stets mit Fahrgästen vollgepfropft sind. In den Wagen drängt es sich, auf den Decken sitzt Mann an Mann. Es sieht fast lebensgefährlich aus, wenn sie an den

engen Passagen, besonders an dem Kreuzungspunkt Friedrichstraße-Linden in schnellem Trabe einer dem andern folgen. Lustig anzusehen sind die Sommeromnibusse mit ihren hübschen gestreiften Leinwandbehängen; ein ziemlich melancholisches Bild bieten



Das Automobil im Postdienst. Wenzelsplatz in Berlin.

dagegen die Nachtomnibusse, wenn sie die letzten verschlafenen, müden Vergnüglinge gegen Morgen auf sammeln. Aber auch die letzte Stunde der Omnibusse hat geschlagen, wenigstens die der bellagerten, abgerackerten Omnibusgäule. Die Elektrizität, die alles umstürzende, alles verändernde, streckt ihre Fühler auch schon nach dem Omnibus, wie nach allen unsern jetzt noch gebräuchlichen Verkehrsmitteln aus. Elektrische Omnibusse befahren seit kurzem die Berliner Straßen. Es sind wahre Ungeheuer, gelbe, massive, kolossale Kästen. Wenn sie heranrasseln, springt alles schon aus dem Wege. Rettungslos verloren wäre jeder, der in die Fahrlinie der Riesen läme. Aber sie haben bis jetzt noch keinen Unfall verschuldet, es fährt sich sehr angenehm mit ihnen, und sie werden nicht lange die einzigen bleiben. Die Omnibusgesellschaft ist im Begriff, mit einem Kostenaufwand von 800 000 Mark den elektrischen Betrieb für ihre sämtlichen Wagen einzuführen. Es ist gerade, als ob die Pferde ihren Konkurrenten ahnten. Sie werden scheu und rebellisch beim Herankommen eines Automobils, und selbst das frommste Droschkenpferd zweiter Klasse ficht in ihm seinen Feind.

Die „Droschke zweiter Jüte“ ist ein Vehikel, das in das moderne Berlin gar nicht mehr hineinpaßt. Wenn der biedere Lenker, der da in schwerem Schafpelzmantel eingewickelt, mit der unförmlichen runden Fellmütze auf dem rötlich oder bläulich schimmernden Gesicht auf dem Boche thront, poetisch veranlagt wäre, könnte er mit dem Hunsrüder Dialektidichter sagen:

„Die Schääs, die is joweit noch gut,
Nor seht ä naies Dach,
On wat so innerwenig is,
'hört alles neu gemach!“

Damit ist die Droschke „zweiter“ sehr richtig gekennzeichnet. Vom verschossenen Plüschpolster auf dem steinharten Sitz bis zu den wackeligen Rädern „hört alles neu gemach“. Das ganze Fahrzeug sieht aus, als sei niemals ein einziger Teil daran neu gewesen. Und der davor gespannte Gaul! Ach, die arme Piese oder Grete war ja gewiß einmal jung und feurig. Aber das weiß sie selber nicht mehr. Wehmütig guckt sie nach dem einsteigenden Fahrgast, unendlich langsam setzt sie sich in eine ganz sonderbare Gangart, die man eben nur an den Droschkengäulen

zweiter Klasse beobachten kann, in einen langsamen, zuckenden, jämmerlichen Trab. Nichts bringt sie aus ihrer Gelassenheit! Doch halt, da kommt mit „tut, tut“ ein flinkes Automobil angetöfft. Da wird Piese lebendig. Mit unverkennbarem Abscheu versucht sie einen Seitensprung. Das Automobil ist ihr Todfeind! Es ist ja „das Pferd der Zukunft“. Und dieses Herr teilt redlich diesen Abscheu. Er murmelt dem Auto einen Kernfluch nach und spuckt verächtlich aus! Die Droschke zweiter Klasse ist übrigens auch im Aussterben begriffen. Vangsam, aber sicher rückt an ihre Stelle die Taxameterdroschke erster Klasse, der „Taxa“ oder „Weißhut“, wie sie im Volksmunde heißt. Die kleinen flinken offenen Taxameterdroschken sind recht elegant, ebenso die geschlossenen Coupés, die übrigens viel weniger beliebt sind. Der Berliner und auch der Fremde fährt selbst bei ziemlicher Kälte am liebsten im offenen Wagen, und Damen in Gesellschaftstoilette, mit übergezogenem Pelzmantel und Kopfhülle sieht man sehr häufig in der offenen Droschke. Die Taxameterdroschke fährt schnell und gut. Der Fahrpreisanzeiger registriert die Länge der gefahrenen Straße, nicht der dazu notwendigen Zeit, und so liegt schnelles Fahren sowohl im Interesse des Kutschers wie des Fahrgastes. Auch die Droschkenpferde erster Klasse haben ihre besondere Gang- oder vielmehr Trabart. Sie strecken den Kopf sonderbar nach vorn und machen ganz merkwürdige Körperbewegungen. Mit dem Gaul „zweiter“ teilen sie ihren Abscheu vor dem Automobil, das sogar schon in ihre eignen Reihen eingedrungen ist. Mit der Automobilausstellung und dem elektrischen Omnibus kam auch die erste elektrische Droschke erster Klasse, ein noch etwas plump gebauter Wagen, der aber rasch und sicher fährt und dem es an Fahrgästen niemals mangelt. Stolz und selbstzufrieden thront der „automobile“ Kutscher auf seinem hohen Sitz, ohne sich an Schimpf und Spott seiner Kollegen zu stören. „Id bin det neie Jahrhundert, und ihr kommt alle mang die Wurscht!“ giebt er höchstens zur Antwort.

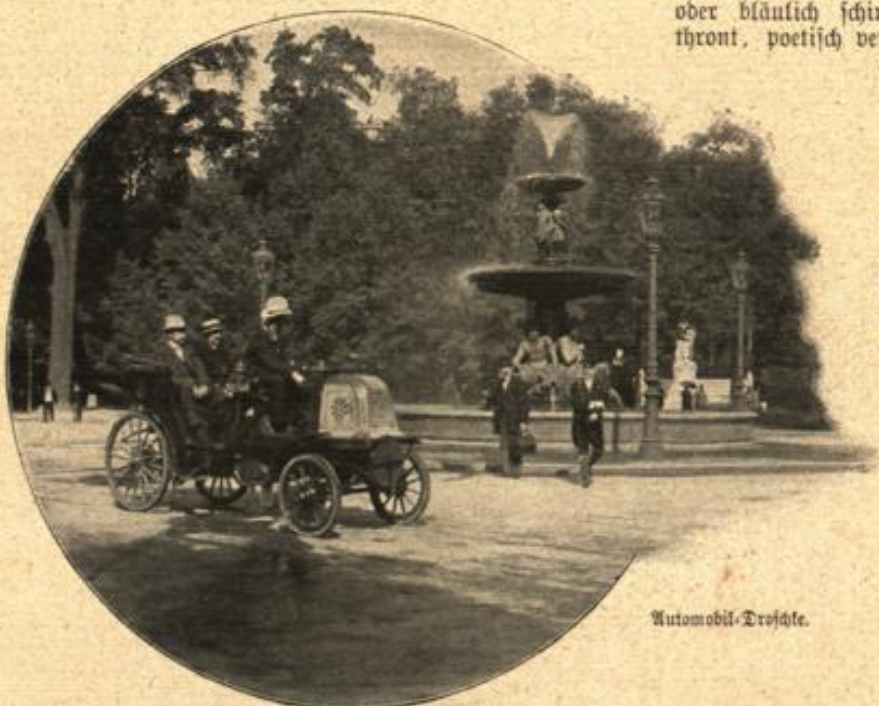
Zur vollendeten Tatsache ist die Depossidierung des Pferdes bereits bei der Straßenbahn geworden.



Elektrischer Omnibus.

Die Berliner Straßenbahnen sind die musterhaftigsten der Welt. Einen Straßenbahnverkehr wie Berlin hat weder Paris noch London auch nur entfernt aufzuweisen. In beiden Städten dominiert der Omnibus, der in Berlin schon zum Notbehelf geworden ist. Und während in London und Paris die Pferdebahnen teilweise die Straßen durchkreuzen, sind diese in Berlin schon veraltet, und die Umwandlung der wenigen noch bestehenden Linien in solche mit elektrischem Betrieb ist nur noch eine Frage der Zeit. Sie werden in das riesige Netz von elektrischen Straßenbahnen einbezogen, welches ganz Berlin durchzieht, und dessen prächtige, bequeme Wagen sich in den größeren Verkehrsstraßen in ununterbrochener Reihe folgen. Welchen Umfang dieser Betrieb angenommen hat, ergibt sich daraus, daß zur Zeit 97 Straßenbahnlinien mit elektrischem Betrieb bestehen, neben denen nur noch auf 37 Linien Pferde im Dienst sind. Mit 1842 Wagen wird der Verkehr aufrecht erhalten, und nahezu 13 Millionen Menschen wurden im Jahre 1899 mit ihnen befördert.

Die elektrischen Straßenbahnen sind übrigens die Vorläufer der vollständigen Umgestaltung des Straßenverkehrs, aus dem aller Voraussicht nach das Pferd in wenigen Jahrzehnten vollständig verschwunden sein wird. Millionen von Intelligenzen arbeiten mit Hochdruck an der Vervollkommenheit des elektrischen Prinzips, speziell im Hinblick auf die heute noch mangelhafte Aufspeicherung der elektrischen Kraft. Das Accumulatorsystem, von dem heute der elektrische Verkehr



Automobil-Droschke.



Berliner Verkehr an der Jahrhundertwende: Am Halleschen Thor.



Berliner Verkehr an der Jahrhundertwende: Auf dem Alexanderplatz.

noch abhängig ist, bürdet den Gefährten, welcher Art sie auch sein mögen, eine so schwere Last auf, daß die Triebkraft gleichsam wieder als Hemmschuh wirkt, mit andern Worten, die Accumulatoren sind bisher noch so schwer, daß ein großer Teil der in ihnen aufgespeicherten Kraft für ihre eigne Fortbewegung verloren geht. Sobald man diese Klippe erst überwunden hat, ist die Frage des automobilen Verkehrs vollständig gelöst und die Rolle des Pferdes ausgespielt. Unsere Enten werden mit Staunen und Lächeln davon erzählen hören, wie ihre Großeltern von den Launen, dem Hunger und Durst und der Erschöpfung eines Tieres abhängig waren, während ihnen eine winzig kleine Maschine gehorcht, die ein einziger Fingerdruck zum Gehorham, zur Schnelligkeit, zum augenblicklichen Halt und zu endloser Kraftleistung zwingt. Heute schon rollen die schwersten Lastfuhrwerke mit elektrischem Betrieb durch die Straßen Berlins, neben dem pfeilschnellen Zierlichen, mit höchstem Luxus ausgestatteten Automobil, das die Stelle der Equipage

einnehmen wird. Freilich der entragierte Pferdeliebhaber, der sich so recht von Herzen an der Schönheit des edlen Tieres erfreut, will einstweilen davon noch nichts wissen. Aber auch er kann dem unaufhaltsamen Fortschritt nicht gebieten, und sein Sohn wird vielleicht noch eine mit Pferden bespannte Equipage als Brunkstüd auffahren lassen, für seinen täglichen Gebrauch aber gewiß das zierliche, bequeme und — billige „Auto“ vorziehen. Reizende kleine Wagen dieser Art winden sich mit bewunderungswürdiger Gewandtheit durch das Straßengewühl. Das gellende „Tut, tut!“ ihrer Signallampe muß einstweilen noch die Passanten aufmerksam machen auf das Gefährt. Warum, ist nicht recht ersichtlich, da das Auto nicht schneller fahren darf als eine Droschke, und daher eigentlich kein besonderes Signal zu geben braucht. Neben den großen Straßenbahnwagen fährt das Automobil einher wie ein Zwerg neben einem Riesen, beide aber, Zwerg wie Riese, mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit.

Als ein neuer Triumph der Elektrizität stellt sich

auch die nun endlich in der Vollendung begriffene große Hochbahn dar, welche Berlin von Ost nach West durchschneidet. Nach endlosen Schwierigkeiten aller Art, langen Verhandlungen mit Kirchen, staatlichen Gebäuden, den Hausbesitzern ganzer Straßen, denen zum Teil große Summen als Entschädigung gezahlt werden mußten, schreitet jetzt die Fertigstellung des Riesengerüstes schnell voran. Allenthalben erheben sich die kolossalen Unterbauten, die schlanken Säulen und die mächtigen Eisenkonstruktionen der Hochbahn. Ist dieselbe erst in Betrieb, so ist dem stets wachsenden Bedürfnis nach bequemen Verkehrsmitteln erneutes Genüge gethan, denn die Züge der Hochbahn sollen sich in ganz kurzen Abständen folgen und werden große Personenmassen befördern können. Einstweilen mutet die ganze Hochbauanlage den Beschauer noch fremdartig und oft unschön an. Sind aber erst die unförmlichen Kästen aus Eisenkonstruktion, die gleich riesigen Vogelbauern von Zeit zu Zeit die Einförmigkeit der Gitter unterbrechen, zu Einsteigegehallen ausgestaltet, und ist der



Troßkuten-Halteplatz am Stettiner Bahnhof.

feuerrote Anstrich einem angenehmeren Grau gewichen, dann wird sich das Auge auch leichter an den jetzt noch seltsamen Anblick gewöhnen.

Das Publikum aber wird ihren Nutzen für den Verkehr gewiß ebenso schnell erkennen, wie es die Vorzüge der Stadtbahn begriff, die im Jahre 1898 nicht weniger als 91 791 640 Personen zu befördern hatte.

Wenn es trotzdem noch eines Beweises bedürfte für den unaufhaltsamen Fortschritt des elektrischen Betriebes, so würde ihn der elektrische Leichentransport liefern, der schon in nächster Zeit zur Thatsache werden wird. Die Nürnberger Kontinental-Gesellschaft für elektrische Unternehmungen baut eine Bahn nach den Friedhöfen von Hohen-Schönhausen, und die Wagen für elektrische Beförderung der Leichen sind bereits fertiggestellt. Das Trauergefolge wird auf würdig ausgestatteten Anhängewagen befördert.

So entwickelt sich zurzeit in unaufhaltbarer Geschwindigkeit die vollständige Umwälzung des Straßenverkehrs. Das Bild, welches er uns am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts bot, wird sich im Laufe der nächsten fünfzig Jahre so sehr verändern, wie wir es heute nicht einmal ahnen. Welches Bild mögen uns im Jahre 1950 die Straßen Berlins bieten?

Wer möchte das heute prophezeien? Wir können

es ebensowenig, als es der biedere Berliner Bürger von 1850 für das Jahr 1900 konnte.

Im Panoptikum oder in irgend einem andern „Verkehrsmuseum“ wird man dann staunend und mit mitleidigem Lächeln die Modelle aller der Befehle sehen, die uns in das zwanzigste Jahrhundert hinein beförderten.

Entfernung metallischer Fremdkörper aus dem Auge vermittelst des Elektromagneten.

(Bild S. 297.)

Die Verwendung des Elektromagneten zur Entfernung metallischer Fremdkörper aus dem Auge kommt in der Augenklinik der Berliner Universität immer mehr in Aufnahme und werden damit bedeutende Erfolge erzielt. Das Eindringen von Metallstücken und Metallsplintern in das Auge geschieht bei Industriearbeitern (Metallarbeitern, Eisendreher, Schmieden und so weiter) häufiger als man denkt. Wird gleich die Klinik aufgesucht, so gelingt es meistens, durch den Rundkanal den Fremdkörper wieder vermittelst des Magneten herauszuziehen. Ist es ein älterer Fall, so muß, nachdem durch die Untersuchung die Lage des Metallsplitters festgestellt ist, ein kleiner Einschnitt in den Augapfel gemacht werden, um den Fremdkörper,

der oft sehr tief sitzt, an die Oberfläche zu ziehen. Gebraucht werden dazu feine und starke Elektromagneten; erstere meist, um den Fremdkörper herauszuziehen, wenn er dicht an der Oberfläche sitzt, oder um ihn die gewünschte Lage zu geben. Ist letzteres geschehen, so fest man den starken Magneten möglichst dicht an das Auge an und zieht den oft erheblich großen und schweren Metallsplitter heraus.

L. G.

Ein Mißgriff.

Von

L. Türk.

Meine Ruhe wollte ich haben. — Die Ferien meines Söhnchens Karl waren in bedrohlicher Nähe, während Friedrich, der Fünfjährige, sich noch in dem glücklichen Zustande uneingeschränkter Freiheit und laun gestörten Standalmachens befand. Eine unerträgliche Hitze, meine Frau nervös, das Dienstmädchen äußerst brummig und mit Vorliebe geneigt, besseres Porzellan während meines Mittagsschlafens auf die Erde zu werfen. So faßte ich denn eines Tages auf dem Heimwege vom Bureau den

Entschluß, die ganze Gesellschaft auf Reisen zu schicken. Denn Ruhe mußte ich haben! — Ich begann die Intrigue. Wollte ich meiner Frau ohne Umschweife sagen, sie müsse unbedingt mit den Kindern ins Bad, so wäre ihre Weigerung gewiß, da sie mit weiblichem Spürsinn bei mir egoistische Beweggründe vermuten würde. So begann ich denn ihr Aussehen leidend, ihre Stimme matt und ihren Appetit vermindert zu finden. Der Erfolg war schrecklich. Sie füllte nun ihre Ruhestunden damit aus, ihre Zunge im Spiegel zu betrachten, sprach überlaut, obgleich ihre normale Stimme vollaus genügt, und legte sich, um dem lieben Mann keinen Kummer zu bereiten, doppelte Portionen zum Mittag auf. Als ob ich das gemeint hätte! Meine Jungens folgten selbstverständlich in allen Dingen mit Eifer dem mütterlichen Beispiel, was mich besonders beim Mittagessen in Bezug auf die Verkleinerung meines Anteils schmerzhaft berührte. Das Zungeherausstrecken ward bei ihnen eine schnell liebgewonnene Sitte, und ich verbot es ihnen nicht einmal, weil sie währenddem wenigstens nicht lärmten konnten. So ging es also nicht! — Eine Nachtperson von Bedeutung ist Luise, das Haus- und Küchenfaktotum. Ohne meine eigne Autorität als Gatte und Vater zu unterschätzen, mußte ich doch schon seit Jahren, daß sie neben einer von Luise geäußerten Willensmeinung unbedingt verbläbte. Luise mußte also für den Plan gewonnen werden. Ich trat zu ihr in die Küche und erbat mir Streichhölzer. Ohne weiteres ist mir das Betreten des Raumes nicht gestattet. Ich wußte, daß ich die Streichhölzer aus pädagogischen Gründen nicht fogleich erhalten würde und äußerte in der Pause vorsichtig meine Befriedigung über das heutige Mittagessen. Eine Antwort erhielt ich nicht, es war somit möglich, daß es ihr auch nicht geschmeckt hatte. Indessen ich ließ mich nicht einschüchtern und fragte sie, ob es zuweilen nicht recht warm in der Küche wäre. Das hatte ich gut gemacht.

„Warm?“ fragte sie, mich mitteilend ansehend. „Eine solche Schandhitz ist es, daß es mich nicht wundern sollte, wenn ich selbst noch einmal gebraten auf den Tisch käme!“

Die Aussicht hatte für mich unbedingt etwas Unangenehmes, auch weiß ich, daß meine Gedanken einen Moment bei dem Schubfach verweilten, in welchem doppelkohlenfaures Natron zu liegen pflegt.

„Nun ja,“ sagte ich beschwichtigend, „es hat ja die Stadtluft an und für sich schon eine höhere Temperatur als beispielsweise das Meeresgestade. So glaube ich auch, daß meiner Frau und den Kindern ein Luftwechsel ganz dienlich wäre. Reinen Sie nicht auch, daß ein solcher, natürlich in Ihrer beabsichtigten Begleitung ihren Gesundheitszustand bessern würde?“

Luise hatte mit wachsendem Interesse und halb geöffnetem Munde zugehört. Jetzt geriet sie in Ekstase. „Die arme Frau, wie sie blaß aussieht! Da können Sie schon glauben, die ist krank! Na, wenn's mit 'ner Badereise wieder repariert wird, soll's mich freuen, aber —“ Hier wurde sie bewegt, was sich vornehmlich in einer milden Rötung ihrer Nase dokumentierte.

Ich suchte sie zu beruhigen, indem ich ihr vorhielt, daß mir eigentlich, von einer vorübergehenden Nervosität abgesehen, irgendwelche Krankheits Symptome bei meiner Frau nicht aufgefallen wären. Als Antwort schlug sie nur ihre Augen, die sich inzwischen gefeuchtet hatten, melancholisch zum Himmel auf. So entstand eine Pause, der ich durch Erwähnung meiner beiden Sprößlinge ein Ende machte, um ihrer womöglich vorzeitig verliegenden Wehmut neue Nahrung zu geben. Jetzt zog sie, da die vorhandenen Mittel sich als unzulänglich erwiesen, auch noch das Taschentuch hervor. „Die Kinder!“ Sie wiederholte dies dreimal, obgleich ich nur zwei mein eigen nenne. „Na, gehen Sie und fragen Sie sie selbst, ob sich die armen Würmer nicht ganz elend fühlen!“

Ich leistete der Aufforderung Folge und überließ sie ihrem Schmerz.

Die „armen Würmer“ waren nicht in der Kinderstube, auch nicht in dem Wohnzimmer. Da mir nichts Gutes ahnte, ging ich in den Salon, wo sie in der That malerisch auf meinem besten Sofa hingegossen lagen. Karlchen hatte, jedenfalls um den Teppich zu schonen, seine Füße auf den Sitz gezogen und lag sinnend auf dem Rücken, die Stiefel in den Stoff gehöhrt. Sein Bruder war anderer Ansicht, er lag auf dem Bauchlein, das Gesicht in ein Kissen vergraben.

„Na, hab' ich recht? Nach was riecht's?“

„Gleich!“ tönte es aus dem Kissen dumpf zurück; augenscheinlich war die Diagnose noch nicht beendet. Ich wollte die wissenschaftliche Tätigkeit meiner Kinder nicht stören und blieb weiterhin unbemerkt.

„Nun?“ ertönte es ungeduldig.

„Es scheint alte Wattle zu sein!“

„Duffel! Heu is es!“

„Ach einer! Is doch Wattle! Fühl' emal!“ Und dabei schleuderte Frischchen das Streitobjekt seiner brüderlichen Liebe zu. Leider traf es diese nicht, wohl aber eine unschuldige, kleine Rippfigur, die es

mit dem Tode küßte. Ich wartete nicht, bis das Pendant der Antwort Karlchens zum Opfer fiel, sondern nahm die beiden Forscher am Kragen und machte ihnen meine Ansicht handgreiflich klar. Das darauf folgende Duett lockte meine Frau herbei, die erschreckt fragte, was es gäbe. Unter Schluchzen schilderten meine Söhne ihre Meinungsverschiedenheit und deren dramatischen Abschluß. Da sie hierbei jedoch ihren gelehrten Konflikt fortsetzten, konnte sich meine Frau aus den hingeworfenen Schlagworten „Wattle“ und „Heu“ kein richtiges Bild machen und beschränkte sich darauf, Herr der Ueberschwemmung auf den beiden Armesündergeköpfen zu werden. Ein vorwurfsvoller Blick, den sie mir hierbei zuwarf, stempelte mich zum Rabenvater. Ich war also auf dem besten Wege, mich bei meiner Familie unmöglich zu machen, was mir augenblicklich ganz besonders unangenehm war. So rüddte ich denn mit meinem schwersten Geschütz heraus. „Jungens!“ rief ich feierlich, „wenn ihr verspricht, bis zu den Ferien euch anständig zu betragen, nichts zu zerbrechen, das Treppengeländer nicht herunterzurutschen, in der guten Stube weder mit Sand noch Feuerwehr zu spielen, der Portierfrau nicht die Zunge herauszustrecken, dann —“ zwei offene, kleine Mündchen wurden sichtbar — „dann dürft ihr mit Mama in den Ferien verreisen!“

Ich weiß nicht, wer überraschter war, die Jungens oder Mama. Das staunende Schweigen dauerte jedoch nur einen Moment, dann brachen meine Söhne in ein Freudengeheul aus, das sie einem der wildesten Appalachenindianer abgelautet zu haben schienen, und welches diesem in Kreisen seiner Stammesgenossen gewiß allerlei Anerkennung eingetragen hätte. Hierauf fingen sie an, sich gegenseitig furchtbar zu verprügeln, was mir ziemlich unmotiviert erschien und meine Frau zum Einschreiten veranlaßte. Diese setzte dem Ausbruch ihrer Begeisterung in dieser Form ein Ziel, worauf sie sich auf ihren Vater, als die Ursache ihrer Freude, besannen. Von zwei Seiten begannen sie an mir in die Höhe zu klettern. Mein Kellner hatte bald mit turnerischer Gewandtheit meinen Rücken erklimmt und es sich auf meinen Schultern bequem gemacht. Da er seine Beine indessen dazu brauchte, um vergnügt zu trampeln, so bedurfte er eines andern Haltes, welchen er in dem spärlichen Reste meiner einst wallenden Voden zu finden glaubte. Wie ich mir gleich dachte, erwiesen sich diese auf die Dauer als unzureichend, weshalb sich Karlchen meine Nase als sicheren Anhaltspunkt erklor. Die Luftzufuhr durch diese war mir hierdurch abgeschnitten, ich mußte den Mund öffnen. Dies war für Frischchen eine willkommene Handhabe, um gleichfalls in die höheren Regionen meines Körpers zu gelangen. Er steckte mir seine beiden Händchen in den Mund — ich muß es sagen, daß sie abscheulich schmeckten — und zog sich unter begleitenden Fußtritten, die er der Gegend meines Magens zukommen ließ, an meiner Vorderseite in die Höhe. Meiner Frau schien diese stürmische Ovation doch ein wenig beängstigend, so daß sie — nach Luise ging. Es dauerte mehrere Minuten, während denen mir alle unnatürlichen Todesfälle der letzten Zeit lebendig vor Augen traten, bis sie endlich ohne Luise wiederkehrte. Eine Meinungsverschiedenheit mit dieser, wieviel Kapsel „vorher“ in der Speisekammer waren, hatte sie aufgehalten. Endlich gelang es mir, die Anhänglichkeit meiner Söhne zu bemästern und sie zu Thal zu bringen. Wieder zu Atem gekommen, forderte und erhielt ich das Versprechen, den von mir gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Ich konnte mit dem Resultat zufrieden sein. Was an Luise lag, wußte ich, wird gegeben, um meiner Frau für eine Weile ihre Tätigkeit in ihren Wirtschaftspflichten gründlich zu verleiden. Andererseits konnte ich von meinen Söhnen mit Gewißheit voraussetzen, daß sie ihrer Mutter ausdauernd das Leben mit Fragen verfluchen würden, wie etwa, ob „wir vor dem zweiten Frühling oder nachher fahren“, ob „die Schaffner auch die Lokomotive heizen müssen“, oder ob „sie Luise helfen dürfen, den ganz großen Koffer vom Boden zu holen.“ Der Erfolg ließ auch nur zwei Tage auf sich warten. — Meine Frau begann langsam auf meine Reiseideen zurückzukommen, stellte es indessen als eine große Nachgiebigkeit ihrerseits hin. Ich machte die Komödie mit, daß von dieser Zeit an bis zur Abreise mit Geldeumut jeden Uebertag daselbe und suchte mich im übrigen, soviel ich konnte, aus dem Bereiche unglaublicher Mengen von Taschen, Schachteln, Koffern und so weiter zu bringen.

Endlich war der große Tag gekommen, an welchem die Droschke zur Beförderung der Sommerfrischer heranrollte. Die Abfahrt verzögerte sich bedeutend, da so ziemlich alle wichtigeren Sachen noch nicht eingepackt waren. — Eine Auseinandersetzung meiner Jungens, wer von ihnen auf dem Vord wurde sitzen dürfen, erwies sich als zwecklos, da infolge der Riesenkoffer meiner Frau mir selbst die Unterbringung des Rutschers sehr unwahrscheinlich erschien. Er behauptete seinen Thron schließlich mit Gefahr seines Lebens. —

Junen war es auch nicht gemächlich. Luise, bei welcher die häusliche Kost am besten ansetzte, nahm unverhältnismäßig viel Raum ein, und ich malte mir die Rückkunft, falls ihr das Bad gut bekäme, in düsteren Farben aus. Mir hatte meine Gattin eine Schachtel anvertraut, welche wegen des neuen Federhuts, welchen sie enthielt, ganz besonders sorgfältig behandelt werden sollte. Um sie vor Puffen zu bewahren, hielt ich sie ergeben vor mich ausgestreckt, so daß mir die Arme schmerzten. — Nur einer kleinen Betriebsstörung hatten wir es zu danken, daß der Zug noch stand. Die Verladung der Gepäckstücke und meiner Familie vollzog sich in rasendster Hast und unter dem ungeheuersten Vergnügen der aus allen Coupéfenstern zuschauenden Reisenden. Den Tag über konnte ich eine gewisse Unruhe nicht los werden, ob die Meinigen auch wohlbehalten ankommen würden. Dieser Zweifel wurde indessen schon am Abend durch ein Telegramm gehoben, das wie eine Bombe in meinen jungen häuslichen Frieden einschlug. „Ewinemünde, 6—7 Nchm. Huttschachtel enthielt Deinen Cylinder, Federhut umgehoben. Betty.“ Die zurückgebliebene Schachtel hervorholen und aufreißern war eins. Es stimmte. Da lag nun das unglückselige Ding, gedrückt wie meine Stimmung; unzweifelhaft ein Werk meiner Söhne. Die Ausführung des telegraphischen Auftrags verschob ich schauernd auf den anderen Tag und wußte, daß bei der Ungewandtheit, die mir in solchen Dingen eigen ist, meine Mittagspause daraufgehen würde. Außerdem beunruhigte mich der Gedanke, ob meine Frau, der es bekannt war, daß ich meinen Cylinder bei einer mit Kollegen geplanten Gratulationsvisite brauchen würde, diesen mir auch rechtzeitig einschicken würde. Die Aufregungen des Tages hielten mich auch des Nachts wach. Erst gegen Morgen schlief ich mit dem sich schließlich durchdringenden Gedanken ein, daß mir nun alsbald die gewünschte Gemütsruhe beschieden sein würde. Durch schrilles Klingeln wurde ich geweckt. Schlaftrunken eilte ich in anspruchsloser Gewandung nach der Thür und öffnete sie ein wenig. Mir wurde eine große Kanne Milch gereicht. Ich nahm sie, schloß die Thür und stellte die Morgengabe, von dem einzigen Wunsche befreit, weiterzuschlafen, beiseite. Kaum hatte ich mich wieder zur Ruhe begeben, so begann es an die Entree Thür zu donnern; das Milchmädchen reklamierte ihre Kanne. Mit einer furchtbaren Verwünschung goß ich den blütenweißen Inhalt in irgend ein dazu völlig ungeeignetes Gefäß und reichte sie ihr durch die Thürspalte. Dann wollte ich ihr begreiflich machen, daß ich auf die Weiterlieferung einstweilen verzichte. Jedenfalls verletzte jedoch meine Kostümierung ihren Schönheitsfimmel, und sie eilte ohne mich anzuhören von dannen. Später kam auch Gebäck. — Da mir die Wohnung des Milchlieferanten nicht bekannt war, blieb mir nichts andres übrig, als den Bedier für den nächsten Morgen auf sechs Uhr zu stellen, um der Milch spendenden Fee in vollendeter Toilette und Anmut meine Wünsche klar zu machen. — Von meiner Frau erhielt ich die Nachricht, daß es ihnen allen recht gut ginge. Der Cylinder war für den nächsten Morgen angelündigt. Dies war auch der letzte Termin, da ich ihn am Vormittag brauchte. Ich atmete daher auch erleichtert auf, als ich, im Begriff ins Bureau zu gehen, dem Briefträger noch das Paket auf der Treppe abnehmen konnte. Auf dem Felde meiner Thätigkeit angelangt, übergab ich daselbe dem Bureau-diener, um mir den Cylinder ein wenig aufbürsten zu lassen. Nach einer Weile kam der Mann schmunzelnd zu mir und fragte, wo er den sonstigen Inhalt der Schachtel hinthun solle. Ich hatte die niederschmetternde Entdeckung zu machen, daß meine Frau, um das Porto und die Höhlung meines Cylinders auszunutzen, diese mit Frischchens intimsten Wäschestücken angefüllt hatte. Die Sache hatte bald im Bureau die Runde gemacht und hatte im Gefolge, daß mir in der nächsten Zeit überall die heitersten Gesichter ungewohnterweise begegneten. Ich beteiligte mich an dem allgemeinen Frohsinn nur matt, da ich, abgesehen von der unfreiwillig komischen Rolle, die ich dabei spielte, auch sonst wenig Ursache zum Jubel hatte. Ich speiste probeweise jeden Mittag in einem andern Restaurant. Die vier ersten hatten bei meinem Besuch jedesmal ihren Tag für Krebsuppe und Rauchfleisch, die einzigen Gerichte, denen ich leidenschaftlich gern aus dem Wege gehe. Das Selbstzubereiten der kleineren Mahlzeiten hatte ich schon nach den ersten Versuchen aufgegeben, da selbst die kühnste Phantasie mir nicht dazu verhelfen konnte, den Kaffee weniger grundig oder die Nühreier weniger angebrannt zu finden. So trottete ich denn drei- bis viermal am Tage ins Restaurant und berichtete meiner Frau, daß ich mir jetzt einige Bewegung vor den Mahlzeiten zur Angewohnheit gemacht hätte. Meine Frau freute sich, daß ich an meine Gesundheit dachte, ihr, den Kindern und Luise ginge es recht gut, letztere hätte bisher am meisten zugenommen. Nur sei ihnen allen doch schon recht bange nach dem Vater. Der Schlußpassus beschämte mich tief. Ja, warum hatte ich sie denn verjagt? Der



Wäsche auf dem Flie. Nach dem Gemälde von J. Schenck.

Ruhe wegen? Sie ist mir die ganze lange erste Woche nicht beschieden gewesen, und auch das einzige, was mir früher störend erschien, die lärmende Vergnügtheit meiner Sprößlinge, das vielleicht ein wenig zu lebhaftes Walten der Hausfrau — ich wußte jetzt, daß ich es nicht entbehren konnte. Es ging mir wie bei den Mühreien: In der Theorie absolut richtig, die Ausführung — geschmacklos. — Ich fing an, mich brieflich lebhaft für die Rückkehr der Meinigen zu interessieren. Meine Frau hatte wohl zwischen den Zeilen gelesen und schrieb mir, ich solle doch mein Bündel schnüren und sofort nach Ewinemünde nachkommen — Luise meinte es auch. Letzteres war ausschlaggebend. Ich erbat sofortigen Urlaub und erhielt ihn am nächsten Morgen schon, da ein Kollege den seinigen verschob. — Schon am Nachmittag hatte ich meinen Erstgeborenen auf den Schultern, während Fritzchen wieder mit frischen Kräften meine Vorderansicht zu bearbeiten begann. Meine Frau und Luise ließen in dem Bestreben, mir allerlei Neues vom Tage und von den Kindern zu erzählen, mich kaum zu mir selbst kommen. Ich ließ vergnügt alles mit mir geschehen — jetzt hatte ich wieder meine Ruhe.

Das Licht und die Färbung des Wassers.

Eine kleine physikalische Studie.

von
E. Siefert.

Wenn wir im Flusse oder im Meere baden und dabei untertauchen, so nehmen wir beim Öffnen der Augen über uns eine helle, klare Wasser-schicht wahr, die absolut farblos zu sein scheint. Die tägliche Verwendung dieser Flüssigkeit sowohl zu häuslichen Bedürfnissen wie zu industriellen Zwecken hat fast niemals Gelegenheit geboten, diese Wasser-schichten zu beobachten. Daher war es kein Wunder, daß der Glaube an die vollständige Farblosigkeit des Wassers bis in die neueste Zeit allgemein verbreitet war. Und hören wir nicht heute noch von einem echten Diamanten sagen, daß er ein schönes Wasser habe, um dadurch seine vollkommen klare Durchsichtigkeit und den völligen Mangel an jeder Färbung zu bezeichnen?

Betrachten wir jedoch die ungeheuren Wassermassen näher, welche uns das Meer, die Seen und selbst die großen Ströme darbieten, so gelangen wir doch bald zu einer ganz andern Ansicht. Das Wasser scheint uns dann nicht nur gefärbt zu sein, sondern seine Farbe ist sogar recht mannigfaltig. So zeigt das Wasser des Mitteländischen Meeres das schönste Indigo-blau, während der Ozean in das schönste Himmelblau sich kleidet; der durch die Klarheit und Durchsichtigkeit seines Wassers berühmte Genfersee bietet eine azurblaue Farbe dar, während das Wasser des Züricher- und Luzernersees mehr grün als blau aussieht. In manchen kleinen Seen vermag man das Wasser kaum von den prächtigen grünen Wiesen zu unterscheiden, von denen sie umgeben sind.

Der berühmte Physiker Professor Bunsen war der erste, welcher die Farblosigkeit des Wassers leugnete. Erstaunt über die prächtige, grünlichblaue Farbe der heißen Wasserstrahlen des Geysirs auf der Insel Island, füllte er eine 2 Meter lange, im Innern geschwärtzte und an einem Ende geschlossene Glasröhre mit reinem Wasser und fand daselbe unter einer solchen Höhe schön blau gefärbt. Dieses einfache, mehrfach wiederholte Experiment zeigte deutlich, daß jedes Wasser blau aussieht, und wenn wir dasselbe anders gefärbt finden, diese Färbung nur von fremden Stoffen oder von dem Reflex der Lichtstrahlen von einem mehr oder weniger dunkelgefärbten Grunde herrührt. Das Ergebnis dieses Experiments wurde bald von andern Gelehrten bestätigt, und seit dieser Zeit wissen wir mit Sicherheit, daß das reine Wasser eine himmelblaue Farbe besitzt.

So großartig der Eindruck sein mag, den die wunderbare Färbung des Wassers auf den vielleicht 10 oder 20 Meter unter der Oberfläche weilenden Beobachter macht, so verschwindet in größeren Meeres-tiefen allmählich jede Färbung, jede Spur von Licht. Bis zu welcher Tiefe des Meeres aber vermögen die Lichtstrahlen hinabzudringen? Lange mußte man auf die richtige Antwort dieser so wichtigen Frage warten, um die Grenze kennen zu lernen, über welche hinaus alles Leben verschwinden sollte. Den ersten Versuch, dieses Rätsel experimentell zu lösen, führte ein einfacher Schiffskapitän aus, indem er einen weißen Teller in das Meer hinabließ, um zu beobachten, bis zu welcher Tiefe er denselben verfolgen konnte. Dieses einfache Experiment wurde von Vater Secchi in Rom wiederholt; nur verwendete derselbe zu seinen Versuchen eine große, 4 Meter im Durchmesser haltende weiße Scheibe, die anfangs hellgrün scheinend, dann himmelblau und zuletzt dunkelblau werdend sich umdrehte, bis sie in einer Tiefe von etwa 42 Metern dem Auge verschwand.

Sollte aber das Licht in der That nicht tiefer in

das weite Meeresbecken eindringen und hier schon die Grenze zwischen Leben und Tod sein? Man hatte doch Tiere in noch weit größeren Tiefen gefangen, die sich ganz wohl befanden, und wo solche Geschöpfe leben können, muß doch auch Licht sein, meinte man damals. Man machte daher neue Versuche und verwendete dazu die lichtempfindlichsten photographischen Platten, welche bei einem klaren Himmel und hellem Sonnenschein geschlossen, bis zu einer gewissen Tiefe ins Meer hinabgelassen, für zehn bis fünfzehn Minuten der Wirkung des Lichtes ausgesetzt und schließlich aufs neue geschlossen, emporgezogen wurden. Aus diesen Experimenten ging hervor, daß das Licht in einer Tiefe von 300 Metern noch vollkommen klar und hell ist, während es gegen 90 Meter tiefer nur noch schwach scheint, und in einer Tiefe von 450 Metern keine Spur von Licht mehr wahrzunehmen ist. Eine Nacht ohne Mond- und Sternenschein, die dunkelste Nacht also, die wir uns denken können, müßte noch prächtig erhellt scheinen im Vergleich mit der Dunkelheit, die mehrere tausend Meter tief auf dem Grunde des Meeres herrscht.

Sollte aber in solchen Meeres-tiefen noch irgend ein lebendes Geschöpf existieren können? Bis vor kurzer Zeit wurde diese Frage von allen Naturforschern entschieden verneint. Die vollständige Dunkelheit, sowie der ungeheure Wasserdruck, der in 4000 Meter tiefen Abgründen einem Druck von 400 Atmosphären gleich-



Oberst Graf York von Wartenburg †.

kommt, scheinen mit der Existenz lebender Wesen ganz unvereinbar. Ueberdies bedürfen die Pflanzen des Lichtes, um zu vegetieren, und in der Abwesenheit der Pflanzen ist die Entwicklung tierischer Wesen unmöglich. Durch Untersuchungen im Genfersee überzeugte man sich, daß in einer Tiefe von 180 Metern jedes Pflanzenleben verschwindet, und im Ozean ist dies ebenfalls die äußerste Grenze, bis zu welcher man chlorophyllhaltigen Pflanzen begegnet.

Wer hätte damals zu denken gewagt, daß man eines schönen Tages aus Tiefen von 4000 bis 5000 Metern noch lebende Fische, Krebse und andre, bisweilen ganz merkwürdig gestaltete Wesen aus dem Meere heraufbefördern würde! Wie der Mensch oft schon durch Zufall zu einer neuen Entdeckung geleitet wurde, so spielte auch hier der Zufall eine große Rolle. Im Jahre 1860 zerriß nämlich das telegraphische Kabel, welches Sardinien mit Algier verbindet, und als man nach vieler Mühe die beiden Enden aufgefunden und aus einer Tiefe von 2000 Metern an die Oberfläche des Wassers heraufgebracht hatte, war man nicht wenig erstaunt, dieselben von ganzen Kolonien zum Teil noch völlig unbekannter Tierchen bewohnt zu finden.

Professor Milne-Edwards in Paris veröffentlichte über diesen seltsamen Fund bald eine interessante Arbeit, die großes Aufsehen erregte, und empfahl zugleich eine methodisch geordnete Erforschung des Meeresgrundes, um die Naturgeschichte des Tierreiches möglichst zu erweitern. Bald sandten die Amerikaner eine Expedition zur Aufkundschaftung der unterseeischen Tiefen aus, und kurze Zeit darauf begaben sich auch die Engländer wohlausgerüstet auf die Suche, von der sie erst nach dreijähriger Abwesenheit in die Heimat wieder zurückkehrten. Frankreich, das zu diesen interessanten Forschungen angeregt hatte, rüstete zu dieser Expedition zwei Schiffe aus, die eine solche Menge von unterseeischen Fischen, Krebse, Schnecken und andern Tieren zum Teil aus Tiefen von 4000 bis 5000 Metern heraufbrachten und in die Heimat brachten, so daß sie damit besondere Museen ausstatten konnten. Im Jahre 1899 sandte auch Deutschland ein wohlausgerüstetes Fahrzeug nach der Südsee, wo die mutigen Forscher bis zu den Grenzen des ewigen Eises vor-

drangen und eine ungeheure Anzahl lebender Wesen, die zum großen Teil noch völlig unbekannt waren, vom tiefen Meeresgrunde ans Tageslicht beförderten.

Die Naturgeschichte ist um Tausende neuer Tiere vermehrt worden, die meist ganz dunkel, oft ganz schwarz aussehen und merkwürdig gestaltet sind. Eine große Anzahl von ihnen ist blind, und man hat bisweilen Mühe, auch nur eine Spur von Augen zu entdecken. Um sie aber nicht ganz hilflos zu lassen, hat sie die Natur mit langen Fühlfäden ausgestattet, mittels deren sie sich in ihrer Umgebung orientieren und ihrer Beute versichern. Manche Fische tragen an ihrem Kopfe Fühler, welche noch länger als ihr Körper sind, während andre an ihren Seiten phosphoreszierende Platten tragen, die bei einiger Bewegung ihre Umgebung erhellen. Da jedoch dieses Licht immer noch zu schwach sein mag, um die so nötige Beute zu erlangen, haben sich ihre Augen durch die doppelte Anstrengung ganz wunderbar vergrößert.

Die Natur hat uns viel Neues in den letzten Jahren geboten, wer weiß, was sie uns noch alles beschenken wird.

Maximilian Graf York von Wartenburg und sein Nachfolger Freiherr von Gayl.

Einer der tüchtigsten Offiziere des deutschen Heeres, Oberst Graf York von Wartenburg, ist in China aus dem Leben geschieden, indem er auf dem Rückmarsch seiner Abteilung von Kalgan nach Peking im Nachtquartier das Opfer einer Kohlendioxidvergiftung wurde. Graf York, der Enkel des berühmten preussischen Generals der Freiheitskriege, war geboren am 12. Juni 1850 zu Klein-Dels in Schlesien, trat 1870 in das 3. Ulanenregiment zu Fürstentwalde ein, erwarb sich im Kriege gegen Frankreich das Eisene Kreuz, war dann zwei Jahre lang auf dem Militärreitanstitut zu Hannover, besuchte 1878 bis 1881 die Kriegsakademie und war später nacheinander Militär-Attaché in Wien und St. Petersburg, Regimentskommandeur in Straßburg und Abteilungschef im Großen Generalstab, sowie Lehrer an der Kriegsakademie. Seit August 1898 Oberst, beteiligte er sich an der Unternehmung in China als ältester Generalstabsoffizier des Oberkommandos. Graf York hat sich auch als Schriftsteller betätigt durch ein zweibändiges Werk „Napoleon als Feldherr“, eine anonyme „Weltgeschichte in Umrissen“ und noch jüngst durch ein Prachtwerk mit 90 Bismarckbildnissen.

Zum Nachfolger des Grafen York von Wartenburg hat Generalfeldmarschall Graf von Waldersee den Oberquartiermeister seines Stabes, Generalmajor Freiherrn von Gayl, bestimmt. Freiherr Georg von Gayl, am 25. Februar 1850 geboren, wurde im Kadettenhause erzogen und am 12. April 1869 als Leutnant beim 69. Infanterieregiment in Altenburg eingestellt. Im Kriege von 1870/71 war er Adjutant des Füsilierbataillons und wurde schon nach dreijähriger Dienstzeit Regimentsadjutant. Von 1874 bis 1876 besuchte er die Kriegsakademie, wurde 1877 Oberleutnant und kam 1878 als Adjutant zur 30. Infanteriebrigade nach Coblenz. Von 1879 bis 1881 war er zum Großen Generalstab kommandiert, dann kam er in das Leibgrenadierregiment, in dem er im August 1883 Hauptmann und Compagniechef wurde. Im Dezember 1884 wurde er in den Generalstab versetzt und war erst beim X. Armeecorps, dann bei der 8. Division und seit 1889 als Major beim IX. Armeecorps tätig. 1892 wurde er Bataillonskommandeur im 76. Infanterieregiment in Hamburg, und 1894 rückte er in diesem Regiment zum Oberleutnant und etatsmäßigen Stabs-offizier auf. Vom 27. Januar 1896 bis 25. November 1898 war er Chef des Generalstabs des IX. Armeecorps, dann wurde er Kommandeur des 27. Infanterieregiments in Halberstadt.



Generalmajor Freiherr von Gayl.

Das alte Lied.

(Vid. S. 317.)

Sie hatten beide sich so lieb, so lieb,
Und gaben beide sich den ersten Traum.
Und gaben beide sich das erste Glück; —
Wie groß es war, sie faßten's selber kaum.

Das Lied, ihr Lied war es, das jubelvoll
Ihm alles sagte; drauf der erste Kuß,
Das Glückselig, — und dann das harte Wort
Von „reichem“ Glück — und dann das bittere „Muß!“

Und als er kam und, abschiednehmend, bat:
Nur einmal noch das alte Lied mir gieb! —
Da spielt' und sang sie — plötzlich schluchzt' sie laut, —
Denn Wort abbrechend: „Hab' dich lieb, so lieb!“

Heinrich Hansjakob.

Aus seinem Leben und Arbeiten.

Albert Pfister.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wilh. Engelberg in Haslach (Baden).

Wir sahen als Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in beratender Runde auf dem Rathaus in Konstanz im Herbst des Jahres 1895. Vom Zusammentragen der Urkunden aus den Tagen der Altvordern war die Rede, von dem Schutz der Denkmale und wie es möglich wäre, der Zeitgeschichte förderlich zu sein für die abgelaufenen Zeiten sowohl wie für die Gegenwart. Da sprach einer der Männer von Konstanz, der Schöpfer und Leiter des Rosgartenmuseums, der verdiente Sammler alles dessen, was auf die Geschichte von Konstanz Bezug hat, es sprach Ludwig Veiner so: „Mir schien es von je das Beste zu sein, wenn jeder das Nächste, was seinen Wohnort, ihn selbst und den Kreis seiner Bekannten betrifft, niederlegt und auch das, was unbedeutend scheint, zu seinem Recht kommen läßt; durch ein solches Verfahren dürfte die Zeitgeschichte, vorab die Kulturgeschichte, ihre wichtigsten Unterlagen erhalten.“ Bei diesen Worten des Konstanzer Sammlers kam mir ins Gedächtnis, was schon seit Jahren ein Landsmann von ihm, ein Schwarzwaldkind, der Pfarrer Heinrich Hansjakob, fast in jedem Bande seiner Schriften ausdrückt oder doch durchfühlen läßt:

„Der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein wertvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte.“ — „Das Leben des einfachsten und armeligsten Menschen verdiente aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden.“

„Ich setzte mich zu ihm hin und ließ mir erzählen,“ mit diesen Worten leitet Hansjakob manche Darstellung ein, wenn er im Begriff ist, uns Zeitbilder vorzuführen, Personen, Ansichten, Zustände, welche mit einem einzigen Zug oder Strich eine ganze Zeitperiode zu kennzeichnen vermögen. In jeder Handwerksstätte pflegt der Pfarrer mit dem forschenden Auge einzufahren; am Schmiedefeuer, bei der einsamen Näherin, auf der Bank vor dem Armenhause läßt er sich nieder, hoch oben unter den Schwarzwaldtannen bei den Holzhauern oder am Ufer des Bodensees unter den Fischern. Aus allen Thalwinkeln, aus Wald und Wiese, unter den Kleinstädtern und Bauern, aus Weinberghalden und Heideflächen sammelt er Studienköpfe und Skizzen zu seinen Bildern, die das Verständnis öffnen sollen für das Leben und Treiben, für das Kämpfen, Jubilieren und Trauern des Volkes im Heimatlande. So wird Hansjakob der richtige Urkundensammler für alles das, was die Kulturgeschichte bedarf. Denn die am lautersten geschriebene Urkunde liegt in der Tiefe des Volksgemüts, in seinem Empfinden wie in der Gestaltung des Lebensganges beim Einzelmenschen. „O, was ist das Volk ein Meer!“ sagt Hansjakob; „und was ist es ein Genuß, in seinen Tiefen zu fischen, und in seiner großen Naturseele zu lesen! Volk und Meer, wie viele Ähnlichkeit haben sie! Das Meer als der Urquell alles Wassers ist das Blut der Erde, das Volk als der Jungbrunnen des Menschengeschlechts das Blut der Menschheit.“

Hatte schon der Morgen die Erinnerung an Hansjakob und seine Schriften lebhaft angefaßt, so geschah das von neuem, als am Nachmittag eine Lustfahrt auf dem See für die Mitglieder des Gesamtvereins veranstaltet wurde. Vom Konstanzer Hafen ging es hinaus in der Richtung von Meersburg, später gegen Friedrichshafen. Malerisch bauen sich die Ufer auf: Weinberghalde, bekrönt mit dunklem Tannenschopf, zwischen Obstgärten liegen Landhäuser, alte Schlösser, Städtchen und Dörfer. Da blickt das Dorf Hagnau um die Ecke mit seinen weißen Giebelhäusern, mit Kirche und Pfarrhaus unmittelbar an den See herantretend. — Es ist im Jahr 1880 gewesen, als eine rüstige Schar von Friedrichshafen her durch frühlinggrünen Wald und blumige Wiesen gegen Hagnau zog.

Wir wollten den Pfarrherrn in seinem Heim am See besuchen, den Hansjakob, der vor kurzem angefangen hatte, durch seine Schriften die Augen auf sich zu ziehen. Eben stiegen wir die letzte kleine Anhöhe vor Hagnau hinauf, da stand urplötzlich der Pfarrer selbst vor uns auf der Höhe, mit seiner langen Figur und breitem Hut sich scharf am Horizont abhebend. Denn auf dem Lande pflegt man erwarteten Gästen entgegenzugehen und sie nicht erst zu begrüßen, wenn sie „näher getreten“ sind. Mit warmem Händedruck und freundlichen Augen wurden wir willkommen geheißen und verbrachten einen herrlichen Tag im Pfarrhaus am See.

Wenige Jahre später ist Hansjakob von Hagnau wegvertrieben worden und lebt jetzt in Freiburg im Breisgau. Heute gehört er zu den beliebtesten und gelesensten deutschen Erzählern, ja, er ist wohl der erste unserer heutigen volkstümlichen Schriftsteller, das will sagen, er ist einer von denen, die ewige Wahrheiten, Kämpfe, Leiden und Tröstungen der Menschenseele, gute und

und raubend, während Oesterreicher und Landestruppen, meist vergeblich, für den Schutz des Landes zu sorgen suchten. Manche verfallene Schanze auf den Höhen von Haslach ist noch Zeuge davon.

Der älteste Teil von Haslach liegt auf der südlichen Seite, da, wo das Thal von Hoffstetten herein kommt. Hier grenzen an das Städtchen die Kampfäder und könnten von blutigem Zusammenprallen erzählen. Noch erkennt man ein Stück der alten Stadtmauer mit einem runden Turm. Dahinter erhebt sich die Stadtkirche mit Erinnerungen an die Herrscherfamilie der Fürstenberger; eine Steinfigur (der Steinerne Mann von Hasle) stellt den Grafen Götz von Fürstenberg-Hafela dar, eine andre seine Gattin. Denn bis zum Frieden von Preßburg 1805 war Haslach fürstbergisch. Unmittelbar an der Kirche stehen noch alte Behnischeuern mit dem Storchennest und in einiger Entfernung das kleine Kapuzinerkloster, das heute als Armenhaus und Kleinkinderschule dient. Dicht ans Kloster stößt die Voretotkapelle, heute dem Gottesdienst der Protestanten überlassen. Zwischen Kirche und Kloster ist der Platz zu suchen, auf dem ehemals das fürstbergische Schloß stand; heute wird ein Teil des Platzes vom Amtshaus eingenommen. Fast kreisrund zeigt sich das alte Haslach; außerhalb des Kreises gegen Süden, aber ganz nahe am alten Stadtteil liegt die Apotheke; weiter noch dehnt sich eine Häuserzeile gegen Osten an der Thalstraße bis zur Mühlenkapelle. Nach Norden gegen die Kinzig hin hat sich ein ganz neuer Stadtteil angelegt. Hier liegt auch der Bahnhof (Eröffnung der Bahnlinie 1866), und einige Kamine legen Zeugnis davon ab, daß die Industrie von der bequemen Lage der Vertikaleit Nutzen zu ziehen sucht. Hier

führt auch die Brücke über die Kinzig zunächst an den Fuß des weinreichen Herrenbergs, der gerade nach Süden ins Thal von Hoffstetten schaut. An seiner pralligen Wand vorüber führt der Weg ostwärts nach dem Orte Weiler mit seinem Bergkirchhof und weiter nach Norden über den Schwarzenbachsattel ins Harmersbachthal. Außer dem, was Kirche und Kloster geschützt haben, mag in Haslach selbst von dem ursprünglichen Alten wenig zurückgeblieben sein; denn oft genug sind die Häuser der Bürger durch Brand heimgefußt worden. Dennoch hat die vorteilhafte Lage immer wieder zur Besiedelung verlockt. Denn aus hellen Fenstern blickte von je das Städtchen in die Welt hinein. Hier that sie sich besonders weit auf, die sonst verschlossene Welt des Schwarzwalds: gegen Norden, über dem Herrenberg, erhebt sich die waldreiche Höhe der Ed, gegen Westen liegt in bequemer Nähe der Striderwald, und so gegen Süden, nach Hoffstetten zu, der Bächlewald, nach Osten der Urenwald (Urwald) mit dem Urenkopf. Bequem war ins Rheinthale zu kommen, bequem über die Wasserscheide ins Elzthal und nach dem alten Mittelpunkt Freiburg; Heerweg und Flossstraße führten vorüber. So geschah es denn auch, daß die Haslacher von alters her einen offenen Sinn erhielten für das Treiben in der Welt draußen, daß der Haslacher viele in die Fremde zogen und von da wieder heimkehrten, die einen so arm, als sie fortgegangen, andre aber auch begünstigt durch einen gewissen Wohlstand, alle reich an Erfahrungen und Kämpfen. Die



Hagnau am Bodensee.

Aufnahme von Alfred Wolf, Photograph, Konstanz.

widrige Geschehnisse der einzelnen uns lebendig und anschaulich vorführen und zugleich umrahmen mit den Kennzeichen der Zeit wie mit den eigenartigen Farben der Vertikaleit und umweben mit dem Zauber des Ursprünglichen.

Durch die Versekung vom Ufer des Bodensees nach Freiburg ist Heinrich Hansjakob zugleich der Heimat nähergerückt worden. Er ist ein Kinzigthaler. In vielfach geschlungenem, tief eingegrabenem Thale eilt am Westabhang des Schwarzwalds die Kinzig dem Rheine zu. Sie entspringt in der Nähe von Freudenstadt, tritt bei Offenburg in die Rheinebene und mündet bei Kehl. Wie Perlen auf einer Schnur reihen sich von alters her an ihren Ufern die Wohnplätze der Menschen mit städtischem Charakter: Schiltach, Wolfach, Hausach, Haslach, Biberach, Gengenbach. Im oberen Stüd des Thals, bei Schiltach und Wolfach, vermögen nur mühsam Häuser und Gassen der Enge des Thals sich anzuschmiegen. Aus der schmalen, an einzelnen Stellen fast verschwindenden Thalsohle steigen schroff die bewaldeten Thalhänge empor. Allmählich erbreitert sich der Thalgrund; Matten und kleine Feldstücke klettern an den Hängen hinauf und schieben den Saum des Waldes weiter zurück. Schon bei Hausach hat das Thal eine ansehnliche Breite; noch bequemer zeigt sich die Thalweitung da, wo von Süden her das Thal des Hoffstetterbachs einmündet und zuletzt als wiesige Ebene mit dem Kinzigthal zusammenfließt. Auf dieser von der Natur besonders vorbereiteten Baustelle liegt das uralte Städtchen Haslach, und zwar auf dem linken, dem südlichen Ufer der Kinzig. Gegen Süden blickt die Stadt in die weite Thalmulde von Hoffstetten und Mühlenbach, von Norden her tritt die steile Weinberghalde des Herrenbergs nahe an die Kinzig heran. Bis hierher ist aus dem Rheinthale der Weinbau an der Kinzig aufwärts gedrungen.

Zu diesen zwei Kennzeichen der geographischen Lage: bequeme Thalweitung und beginnender Weinbau kommt ein drittes bedeutendes: die Wegverbindung mit dem Süden über Hoffstetten nach Elzach ins Elzthal und damit in die Dreifamenebene und nach Freiburg. Die Heerstraße im Kinzigthal selbst hat von jeher aus der Rheinebene bei Offenburg in die Thalspalte hereingeführt über Gengenbach nach Haslach und Hausach, von da einerseits über Billingen zur Donau, andererseits über Schiltach ins Neckargebiet. In allen Jahrhunderten sind durch dies Einfallthor französische Heere gezogen, sengend



Kirche in Hagnau.

Phot. A. Wolf, Konstanz.

Wirkungen des vielfachen Verkehrs und des beginnenden Weinbaus verleugnen sich nicht im Wesen der Einwohner. Der nahe Bergwald knüpft auf der einen Seite den Haslacher an die Abgeschlossenheit und Verschiedenheit des echten Wäldlers, auf der andern Seite leitet ihn seine Weinkultur, verbunden mit dem häufigen Verkehr, hinüber in das freimütig-laute Wesen des Rheinhälers. So kommt beim Haslacher zu der kernigen Natur des Schwarzwälders noch die Lust zu reden, und zwar zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Durch den Minnesänger Jörg von Günterstal läßt uns Hansjakob seine Haslacher aus dem dreizehnten Jahrhundert also besingen:

Zuo Hasela drin im Swarzwaldt hōst
Ein stamm von ghoter art.
Der mann ist mann, und keiner zōst
Ihm ungestraft den bart.
Behren kann jedes kind sich
Zuo Hasela an der Kinzig.

Das schafft und freit, das denkt und schwagt,
Wie grad sein sinn ihm stat.
Ja, wer sich baß zum trinken sagt,
Hat doch ein mül, das gāt.
Die maßkrug sind nit wūzig
Zuo Hasela an der Kinzig.

Der Haslacher sind es übrigens nicht besonders viele; das Städtchen zählt heute kaum zweitausend Einwohner. Ihre Beschäftigung ist auf den Verkehr, auf den Markt, auf die Bedürfnisse des wald- und weidereiches Hinterlandes berechnet; die Mehrzahl sind also Wirte, Bäcker, Mehger, Sattler, Schuhmacher und so fort. Alle treiben daneben Landwirtschaft. „Die Menschen meiner Heimat“, sagt Hansjakob, „sind Doppelnaturen, halb Bauern, halb Handwerker. Am Morgen flicken sie Schuhe, reparieren alte und machen neue Hosen, färben Zwisch, waschen Strümpfe und Filzhüte, verkaufen Sichorie und Kaffee, und am Nachmittag haben sie ihre Kartoffeln und holen ihren Klee, die Weiber gießen am Abend den Salat und die Krautköpfe in den Gärten, auf dem Graben und im Grün, und die Männer sitzen im Bierhaus und üben Kannegießerei. — Zwei Dinge aber kann man meinen lieben Mitbürgern vor allem nachsagen: Es ist noch keiner aus Gram gestorben, und hat sich noch keiner zu Tod gearbeitet. Dazu kommt ausgesprochenes Talent zu Fastnachtstücken, unerschöpflicher Wit und Galgen-

humor zum Wegwerfen. Fast jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges Herz.“



Phot. Hof, Freiburg.

Hansjakob

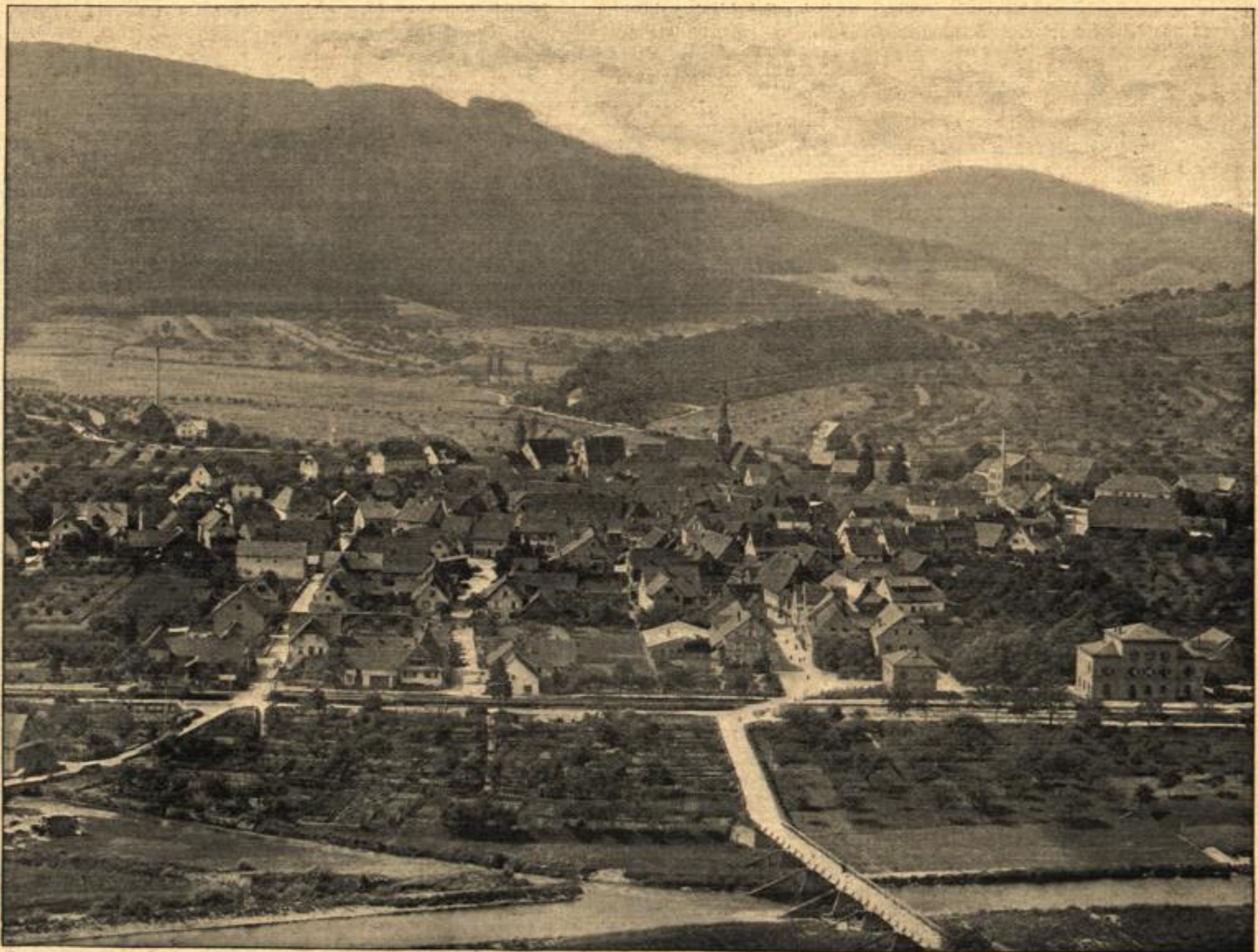
Die Hauptgeschäfte drängen sich zusammen an der alten Heerstraße, welche durch das Städtchen zieht, insbesondere in der Bahnhofstraße (vordere Gasse). Diese führt von der Stadtkirche gegen die Kinzig hin und wird

da, wo sie gegen Osten umbiegt, durch ein vortretendes Gehäus zum Teil abgesperrt, durch das Vaterhaus Hansjakobs, das seit 1897 zu seiner Ehre eine Inschrift trägt. Hansjakob erzählt, seine Vorfahren seien in der späteren Reformationszeit, um ihren katholischen Glauben beibehalten zu können, aus Sachsen in das Gebiet der Fürstenberger herübergewandert. Die eigentümliche Rechtsanschauung: „cujus regio, ejus religio“ hat ja vielfach die deutschen Stämme untereinander geschüttelt. Durch seinen Zwang brachte jenes ruchlose Recht, ohne es zu wollen, auf dem Wege der Stammesmischung manches Wohltätige hervor. „Vater und Mutter“, berichtet Hansjakob, „waren als angehende Eheleute in das zur Gründung ihres Hausstandes neu gefauste, von einem Schneider eben erbaute Haus eingezogen. Mein braver Vater war Bäcker wie der Großvater und Urgroßvater und wie seine sämtlichen Brüder. Die Zahl der Bäcker in meiner Vaterstadt ist überhaupt Legion.“ Es giebt übrigens noch eine andre Familie desselben Namens in Haslach, die nicht verwandt ist mit der, aus welcher unser Schriftsteller hervorgegangen.

In dem günstig gelegenen Gehäus betrieb also der Vater die Bäckerei, außerdem hatte er noch die Stadtwirtschaft übernommen. Hier wurde am 19. August 1837 Heinrich Hansjakob geboren. Die Eltern scheinen ein prächtiges Paar Leute gewesen zu sein. Der Vater, ein offener, energischer Kopf, tüchtiger, weitblickender Sorger für die Seinen, trieb wie üblich neben seinem Handwerk noch die Landwirtschaft; die Mutter, ein lebensfrohes Haslacher Kind, Tochter eines Kaufmanns, rüstig mitarbeitend, aber zugleich mit hellen Augen und frommem Sinn das Wohlergehen der Ihrigen überwachend.

Anweit des elterlichen Hauses wohnte noch die Großmutter mütterlicherseits und deren unverheiratete bejahrte Schwester, die Venebas. Als Gehilfen der Eltern sah der kleine Heinrich noch die Dienstboten im Vaterhause: die Magd Luitgarde, den Knecht, dem Stall und Futtertenne anvertraut waren, und den kleinen Bäckerjungen. Das war die Welt, in welcher der Knabe aufwuchs.

Neben dem Herumtreiben mit den Altersgenossen, neben dem Spiel im Riesbett der Kinzig und dem abenteuernden Wandern im Wald nahmen die Besuche bei der Großmutter und der frommen Venebas eine



Haslach vom Herrensberg aus.

immer bedeutsamere Stelle ein. Dennoch vermochte sich der lebhafteste Junge, der überall seine Augen hatte, nicht den ungeheilten Weisheit der Großmutter zu erwerben. Heinrich war am weißen Sonntag des Jahres 1851 aus der Volksschule entlassen worden. Da er aber immer größeren Widerwillen gegen die Thätigkeit in der Backstube zeigte, so ward beschlossen, ihn studieren zu lassen, das heißt ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Zu dem Behuf übergab ihn der Vater dem Kaplan in Haslach. Dessen Aufgabe wurde es, den Jungen in die ersten Elemente der Wissenschaften einzuführen und zugleich zu erkunden, ob er sich überhaupt zum Studium eigne. Die Großmutter aber, die auch ihr Teil im Lebensgang des Enkels thun wollte, ließ in diesem Studiengang eine kleine Unterbrechung eintreten, um eine Wallfahrt nach Einsiedeln mit dem kleinen Studenten auszuführen und seine Bestrebungen der Gottesmutter zu empfehlen. So geschah es auch. Ueber Berge und Thäler wanderten sie, bis sie das Ziel erreicht hatten und wieder von da heimkehrten. So gerne hätte der für alles empfängliche Junge während der Reise mit der Großmutter über die Gegend geplaudert, die vor seinen Augen lag; aber da hieß es, mit dem frommen Mütterlein fleißig den Rosenkranz beten. „Offen gestanden“, schreibt er später, „hat mir damals der Rosenkranz, den wir noch oft gebetet, bis wir heimkamen, die ganze Reise freude getrübt. Erst die Not hat mich im späteren Alter den Rosenkranz wieder beten und lieben gelehrt.“



Marktplatz in Haslach.

Damals aber wurde der kleine Heinrich bei der Heimkehr von Einsiedeln arg im Elternhause verflagt. Nie werde ein Geistlicher aus ihm werden, berichtete die Großmutter; denn er habe sich auf der Wallfahrt gar so „irreligiös“ benommen. Trotz allem aber und auf Fürsprache des Kaplans blieb es dabei: er sollte Geistlicher werden. Im Jahr 1852 trat Hansjakob zu Rastatt in die Unterquarta des Gymnasiums ein. Der Fünfzehnjährige war jetzt nach dortigem Sprachgebrauch ein richtiger „Student“, und wenn keine gewalttätige Umkehr oder Umsattlung beliebt wurde, befand er sich auf glatter Bahn, um nach Ablauf von etwa zehn Jahren zum Priester geweiht zu werden. Im Jahr 1859 verließ Hansjakob Rastatt und trat in das geistliche Konvikt in Freiburg, das damals unter der Leitung von Rübel, dem nachmaligen Weihbischof, stand. An der Universität ließ er sich für die theologische und philosophische Fakultät immatrikulieren. Von dieser Zeit erzählt Hansjakob, mit seiner Religion habe es schlimm ausgesehen; erst nach und nach sei es ihm geglückt, sich zu fester religiöser Ueberzeugung emporzurichten. „Das Priestertum wurde mir zum Ideal. Was trotzdem unverändert blieb, war mein Widerwille gegen das Konviktsleben. Allein weil dasselbe der notwendige Durchgang zur Erreichung meines neuen Ideals war, so wurde es mir wenigstens erträglich.“ Nicht in demselben Maße scheint sich ein Kamerad, der Konviktor Abek, in das Unvermeidliche geschickt zu haben; „da bleibe ich nicht“, rief dieser eines Tages im Mißmut, „und wenn ich nach Amerika müßte, um junge Affen zu fangen.“

Zu Anfang November 1862 bezog Hansjakob das Priesterseminar. Endlich war der entscheidende Tag gekommen. Voll freudiger Gefühle empfing Hansjakob am 6. August 1863 das heilige Sakrament der Priesterweihe und las am 9. August darauf im Heimatstädtchen Haslach die erste Messe. Die Primizfeier war ein Tag des Triumphes für ihn selbst, für die ganze fromme Familie. —

Es ist wieder der 6. August, und zwar zehn Jahre später, es ist der 6. August 1873. Wir blicken in eine Zelle des Amtsgefängnisses zu Radolfszell am Untersee. Seit einer Woche sitzt Heinrich Hansjakob in ihr wegen Beleidigung von Beamten in Bezug auf ihren Beruf. Am 6. August 1873 gedenkt der Gefangene der vor zehn Jahren empfangenen Priesterweihe. „Wenn ich heute zurückblende auf das abgelaufene Dezennium, so jage ich trotz der vielen Stürme und Verfolgungen, die ich seitdem mitzumachen hatte, trotzdem der heutige Erinnerungstag mich im Gefängnisse grüßt, doch aus vollstem, dankbarstem Herzen: Deo gratias! Gott sei Dank, daß er mich in den großen Kämpfen unsrer Tage treu und fest gemacht und auf die Seite meiner heiligen Mutter, der Kirche, gestellt hat und dazu stets reichliche Gnade verliehen, ungebeugten, heiteren Mutes zu kämpfen und zu dulden.“

Wie ist das alles so gekommen? Welche Hagelwetter sind in dem Jahrzehnt von 1863 bis 1873 in das Leben Hansjakobs hereingefahren? — Der Herbst desselben Jahres, der die Priesterweihe gebracht hatte, der Spätherbst 1863, hat ihn nochmals ins Examen geführt, und zwar ins philologische Staatsexamen. Seiner Leistungen im Schriftlichen war er sicher, und von der mündlichen Prüfung sagt Hansjakob: „Einem ordentlichen Haslacher hat es nie an der Zunge gefehlt, auch wenn er etwas nur halb gewußt hätte.“ Der Erfolg blieb denn auch nicht aus; durch Dekret vom

20. Januar 1864 wurde ihm eine Lehrstelle am Gymnasium in Donau-eschingen übertragen; ein starkes Jahr später finden wir unsern Hansjakob als Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut. Obwohl Hansjakob damit einen Schritt vom Wege seines priesterlichen Ideals gethan hatte, fühlte er sich in der neuen Thätigkeit doch glücklich. Später aber schreibt er: „Wenn ich unter ähnlichen Verhältnissen wieder auf die Welt käme, würde ich als bescheidener Vikar in die Seelsorge gehen. Es wäre dies auch meinem Seelenheil viel erspriehlicher gewesen, als die fünf Jahre, die ich mit dem Größenwahn eines badischen Lehramtspraktikanten in der Schule verlebt habe.“

Die Zeiten wurden immer bewegter; in großen und kleinen Städten stießen die politischen Parteien aufeinander. Es ging dem Austrag des Jahres 1866 zu. Dieser Austrag selbst brachte keineswegs die Ruhe zurück; im Gegenteil, man bekämpfte sich nachher um so hitziger. Das alles mußte einen Mann von dem Temperament und den Anschauungen eines Hansjakob mächtig packen. Zunächst veröffentlichte er eine kleine Schrift über die Salpeterer, wie eine religiös-politische Setze auf dem Schwarzwald genannt wird. Der Inhalt erregte Anstoß, und so wurde der junge Lehrer im Frühjahr 1869 gemahregelt, was ihn bewog, auf sein Lehramt ganz zu verzichten. Zur selben Zeit aber ereignete es sich, daß einer der Katholikenführer eine Volksversammlung in Engen im Hegau abhielt. Hansjakob, schon bekannt als scharfer Streiter, wurde zum Sprecher ausersehen. Und er kam. Was der stürmische junge Mann sprach, gab dem Staatsanwalt Gelegenheit, einzuschreiten. Ein längerer Prozeß begann. Zunächst war aber Hansjakob ohne richtige geistliche Stelle. Erst durch das Wohlwollen des ehemaligen Konviktsdirek-

tors und derzeitigen Bistumsverwesers Lothar v. Rübel wurde er in die Geistlichkeit wieder einrangiert und kam danach im November 1869 als Pfarrer nach Hagnau am Bodensee. Der neue Pfarrherr zog auf. Indessen war auch der Prozeß zu Ende und Hansjakob zu vier Wochen Festung verurteilt wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Es



Kirchgasse in Haslach.

wurde ihm gestattet, die Strafe am 1. Mai 1870 in Rastatt anzutreten.

Im Laufe des nächsten Jahres wurde Hansjakob von seinen Seeschwaben in den Landtag gewählt. Von der Residenz Karlsruhe, wo er als Landbote gewirkt hatte, fuhr er im Mai 1872 zurück zu seinen Wählern am See, um in Markdorf diese Rechenschaft von seinem Thun zu geben, etwaige Wünsche und Klagen entgegenzunehmen. Bei dieser seiner Rede kam er wiederum mit der Behörde in Konflikt, und zwar diesmal wegen Beamtenbeleidigung. Nach längerem Prozeß wurde Hansjakob zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Am 1. August 1873 trat er seine Strafe an. Und so kommt es, daß wir ihn am 6. August, an dem Tage, an welchem er zehn Jahre vorher die Priesterweihe empfangen, im Gefängnis zu Radolfszell angetroffen haben.

In späteren Jahren schrieb Hansjakob beim Rückblick: „Nächst der Gnade Gottes danke ich es dem Minister Jolly, der mich, ganz nahe am Ziel zum Professor und Staatsdiener, abgesetzt hat.“ — „Vor einiger Zeit begegnete ich irgendwo einem geistlichen Professor, der sonst der beste und gutmütigste Mensch der Welt bei vielem Wissen ist, allein was hatte die Schulmeisterei äußerlich aus ihm gemacht? Kurzes, elegantes Ködchen, braune Glacés, Vatermörder, englischen Cylinder und Badenbärtchen. Ich stand mit meinem Schlapphut neben ihm wie ein Farmer aus einer abgelegenen Prairie des Westens neben einem Commis Voyageur, der eben dem Atelier eines Pariser Tailleurs entschlüpft ist. „Gott, wie froh bin ich“, dachte ich bei mir, „daß ich nicht so herumlaufe; und so liegst du wahrscheinlich auch, den Cicero unter dem Arm, durch die Straßen einer Stadt, wenn du Professor geworden wärest.““



Hansjakobs Geburtshaus.

In der dritten Reihe seiner „Schneeballen“ erzählt Hansjakob: „Wie ich an den See kam,“ und preist sich glücklich ob der günstigen Wendung seines Geschicks. Und wir stimmen mit ein und segnen die Fügung, die dem Dichter Gelegenheit gab, auf einsamen Gängen am See und durch den Wald, in träumendem Hinausblicken auf den Wasserspiegel, im täglichen Umgang mit verstandeshellen Bauern, Winzern und Fischern die eigne Seele zu entdecken, dem unfruchtbaren politischen Gezänk zu entsagen und sich ein neues Feld geistiger Tätigkeit zu schaffen.

Die nächsten schriftstellerischen Arbeiten Hansjakobs knüpfen sich noch an seine politische Leidenszeit: „Auf der Festung, Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen,“ und: „Im Gefängnisse, neue Erinnerungen eines badischen Strafgefangenen,“ letzteres Büchlein 1873 erschienen. Ueber seine Lehrjahre giebt die spätere Schrift Aufklärung: „Aus meiner Studienzeit.“ Einzelne politische Artikel schrieb Hansjakob noch vom See aus unter dem Namen: „Hans vom See.“ Denn vollständig war er noch nicht vom politischen Schauplatz abgetreten; bis zum Jahr 1881 blieb er Abgeordneter für den badischen Landtag. Berichte aus dieser Zeit giebt er in der Schrift: „Aus der Residenz.“ Zunächst folgen Reiseerinnerungen:

„In Italien“, „In Frankreich“, „In den Niederlanden“. Das letztere ziemlich umfangreiche Buch läßt eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe erkennen und schöpft aus einem besonders gut geordneten Schatz reichen Wissens kulturgeschichtlicher Art.

Zu seiner ersten großen, zur bahnbrechenden Arbeit scheint sich Hansjakob mit sammelnder und klärender Hand bald nach seiner letzten Leidenszeit niedergesetzt zu haben. Denn „Vorwort und Entschuldigung“ zu dem von Poesie überfließenden Buche: „Aus meiner Jugendzeit“ hat er im Herbst 1879 verfaßt. Mit dem Buche selbst aber hat sich Heinrich Hansjakob in das Herz des deutschen Volkes hineingeschrieben.

Der Dichter hatte seinen Weg gefunden. Die Töne, die er hier anschlägt in dem ersten seiner der künstlerischen Vollendung zustrebenden Werke, sie klingen durch alle seine folgenden Schriften wieder: die wehmüttsvolle Liebe, mit der er an seiner Heimat hängt, innere Wahrhaftigkeit, echte, ungeschminkte Empfindung, lede Selbstständigkeit. Und dazu tritt die Aufgabe, die er sich selbst stellt: dem stets üppiger sich entfaltenden Kulturleben die männlichen Tugenden der alten Zeit und des alten Bauernstandes zu erhalten, mit derber Faust aber anzufassen alles das, was in Bureaucratie, in Vitteratur und in Lebensgewohnheiten dem Altbewährten feindlich entgegentritt. Seine Erzählungen erhalten gerade damit manche scharfe Spitze, aber auch viele kulturhistorisch höchst interessante Ausführungen. Durch die Echtheit der Empfindung aber, durch den Zauber einer ungefügten Zusammenfügung erhebt sich die Sprache an einzelnen Stellen zu voller Meisterschaft und Schönheit.

Wenn man aus stillen, einsamen Stunden des späteren Lebens zurückblickt in die Tage der Kindheit, so stehen am Kinderhimmel zuvorderst Vaterhaus, Hausgenossen, Feld und Wald, Freunde und Kameraden. Hansjakob hatte, als er diese Worte in sein Buch über die Jugendzeit schrieb, die Dierzig eben überschritten. Die stillen, einsamen Stunden und Tage aber, die er in Hagnau am See fand, mochten ihm doppelt willkommen sein zur Einfuhr in die eigne Innerlichkeit nach dem aufregenden politischen Getriebe der vorhergegangenen Jahre. Seine Häuslichkeit sehen wir schon damals wie noch heute aufs beste bestellt durch seine Schwester Philippine, welche mit liebender Sorgfalt jede von außen kommende Störung nach Kräften abzuhalten sucht. Sie hatte ihren Namen nach dem Vater erhalten, der Philipp hieß; bei den Knabenspielen und sonst in Haslach, wo die Kinder stets mit dem Vatersnamen oder Vatersberuf genannt werden, wurde unser Heinrich Hansjakob als Bedenphilipp oder kurzweg Philipp oder als des Bedenphilipp Heiner gerufen.

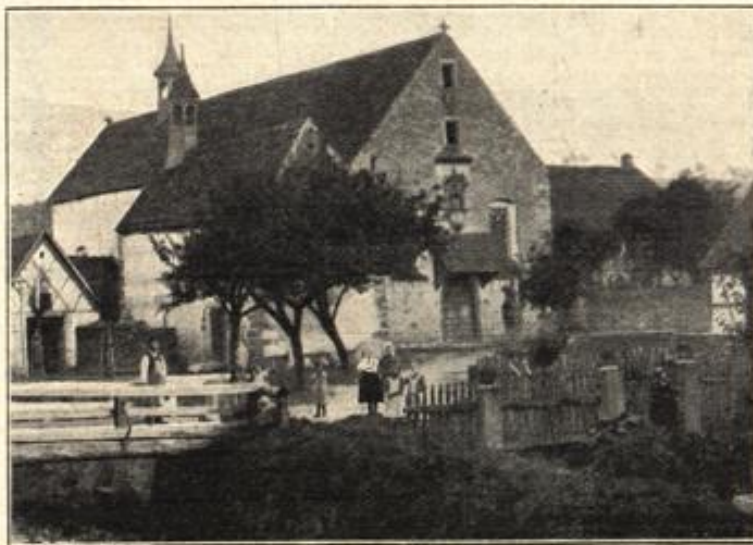
Das Vaterhaus ragt natürlich am deutlichsten und höchsten aus der Jugendzeit heraus. Der ernste, strenge Vater und die Mutter mit ihrer munteren, oftmals in Witz und Satire überspringenden Rede und den lebhaften schwarzen Augen. Zu einem rechten Elternhaus gehört aber auch eine Großmutter. Da hatte es der kleine Heinrich bequem. Er war als erstes Enkelkind geboren worden. Die Großmutter verlangte deshalb ihr gutgemeßenes Teil an ihm. Nur durch einen einzigen Nachbar war ihr Haus von Heinrichs Elternhaus getrennt. Allein nicht die Großmutter war hier die wichtigste Person. Als anziehendste vielmehr erschien dem lebhaften Jungen die Venebas, „eine Goldseele, wie ich keine mehr auf Erden

gefunden.“ Alt geworden am Herdfeuer, beschloß die Venebas (hochdeutsch Großtante Vene) ihre Tage bei der wohlhabend gewordenen jüngeren Schwester, welche eben Heinrichs Großmutter war.

„Alte, vereinsamte religiöse Menschen, die in ihrem stillen Kämmerlein auf den Tod warten, kommen mir vor wie ein abgelegener einsamer Waldsee, den kein Windeshauch und kein Sturm berührt, der träumend in sich selbst ruht, in den die Sternlein Gottes herabschauen und ihn mild verklären. So sitzt in kleinen Städten, in Dörfern, auf einsamen Höfen manch ein altes Mütterlein in enger, tiefmonotoner Stube, vergessen und verlassen von der Welt und oft auch von ihren Angehörigen, aber sie lebt den Frieden Gottes, ihr Gebet steigt wie Weihrauch zu Gottes Thron empor, und ihre Tage verrinnen, sie weiß nicht wie. Und es wachsen lauter Himmelsblumen auf dem Boden solcher Seelen. Solch ein Menschenherz war unfre Venebas. Und ich fühlte mich zu dieser frommen alten Seele hingezogen wie zu einem Magnet.“

„Wenn ich es in meiner Hand hätte, ich würde meine unvergeßliche Venebas unter die Heiligen versetzen, um der Religion willen, die sie mir gelehrt und erhalten hat.“

Die allermeisten jungen Menschenkinder mögen in



Kloster in Haslach.

ihrem Leben eine Erscheinung haben wie die Venebas oder doch eine, die an die Venebas erinnert. Aber sie merken's nicht, gehen achtlos an ihrer Venebas vorüber, und im Sturmweh der Lebens finden sie erst recht keine Zeit mehr, an die Mahnungen der kaum beachteten Erscheinung zu denken.

Neben ernsten und wehmütigen Betrachtungen aus der Jugendzeit führt uns aber Hansjakob auch gar Lustiges vor. Denn bei dem gesicherten Wohlstand der Eltern, bei ihrer Güte und Sorgfalt überwog die Lust bei weitem an dem reichen Kinderhimmel des Erstgeborenen. Die köstlichste aber von allen heiteren Erinnerungen knüpft sich an die Schändlichkeit der „Biramabel“. Sie war eine der Obstverkäuferinnen, die ihren Stand unter dem Rathause hatten. „Hab und Gut des Kindes waren seit Jahren ihr zugeflossen; nie trat ich an einen andern Korb als an den ihrigen. Da hat die Schlange den armen Knaben zuerst verführt und dann verraten. Sie verleitete mich nämlich, bei ihr in geldlosen Zeiten auf „Vorgs“ zu laufen und so mein brennendes Verlangen nach den ersten Kirchen, Zwetschgen oder Kastanien zu stillen.“ Der kleine Rächer ging auf den lockenden Vorschlag ein; die Folge war, daß er bald eine Schuld von zwölf Kreuzern bei der „Biramabel“ hatte. „Mit welcher Seelenangst ging ich von jezt ab in die Schule, vorbei an dem Weibe, das meine ganze Ehrlichkeit in der Hand hatte und im Besitze eines Geheimnisses war, dessen Eröffnung Vater und Mutter mit Schrecken erfüllt hätte. Um dieser zwölf Kreuzer willen habe ich mehr Angst gelitten als ein Börsianer unsrer Tage um eine gefährdete Million.“ Es galt also, die Schuld zu tilgen und wieder ein fröhlich Herz zu gewinnen. Ein Glücksfall fügte es, daß der Schweinehändler ins Städtchen kam und einige Buben gewann, darunter unsern Bedenphilipp, die im Galopp durch die Gassen zu rennen und die Ferkel auszurufen hatten. Der Lohn war reichlich; er betrug einen Groschen. Das Geschäft ließ sich gut an; am Nachmittag hatte die Großmutter Holz auf den Speicher zu tragen. Wieder ein Lohn: zwei Kreuzer. So nannte der Heiner am Abend fünf Kreuzer sein eigen und glich sein Herz zu erleichtern und seine Schuld um fast die Hälfte zu mindern. Also auf zur „Biramabel“! Schon war er ganz in ihrer Nähe; er sah sie bei ihrem Korbe sitzen. Da trat ein Guckkastenmann in den Weg und bot sein Geheimnis an um zwei Kreuzer Schaugeld.

Rasch war der unselige Bann des Apfelweibs vergessen. „Um zwei Kreuzer Blutgeld ärmer, schlich ich mich von dannen und meiner „Biramabel“ zu, um ihr wenigstens drei Kreuzer zur Befriedigung zu überliefern. Die aber war wie eine erzürnte Hexe. Sie hatte zugehört, wie ich, angeblickt meiner Schuld, noch in einen Guckkasten zu schauen das Geld und den Mut hatte. Sie nahm zwar den Groschen, aber die restierenden neun Kreuzer forderte sie noch am Abend von der Mutter. So ward ich an den Pranger gestellt, von der Mama als ihre Schande bezeichnet und vom Vater abgeprügelt. Und das hat mit ihrem Singen die „Biramabel“ gethan!“

Die folgenden Abschnitte des Buchs behandeln Spiele und Festzeiten, Feld und Wald, Kirche und Schule, die Revolution, Mutwillen und Bosheiten. Ueberall zeigt sich ein solcher Reichtum an Poesie und ungefügten Augenblickszeichnungen, daß an dem Ueberhang allein einer der seitherigen Dorfgeschichtenschreiber zum Hausbrauch genug gehabt hätte für sein Lebtag.

Ein Tagebuch, vom Jahr 1878 in Hagnau geführt, eine Reihe von größeren und kleineren Reisen von Hagnau aus, allerlei andre Aufzeichnungen ließ Hansjakob in dem Blatt „Alte und Neue Welt“ stückweise in die Öffentlichkeit treten. Später hat er sie zusammengesucht und als „Dürre Blätter“ erscheinen lassen. „Um die dünnen Dinger etwas zu heben, habe ich eine größere Anzahl frischer Blätter dazwischen gebunden, aber nicht von Rosen und auch nicht von Lilien.“ Es enthält diese Schrift zusammen mit der später erschienenen dritten Reihe der „Schneeballen“ die letzten Ergebnisse aus den in Hagnau verbrachten fünfzehn Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

„Tanten.“

Novelle

von

E. Schroeder.

Fünftes Kapitel.

Lisbeth konnte sich vor Einladungen positiv nicht retten, denn mit Frihens und Webers wetteiferten auch noch Legtmahers, Wetecamps und Müllers, ihr die Einsamkeit zu versüßen, lauter Leute, die sich früher nicht im mindesten um sie gekümmert hatten. Auf eine Anfrage, die sie aus ihrer Bedrängnis an ihre Tante Zulchen gerichtet, hatte diese latonisch geantwortet: „Warum nicht? Amüsier Dich nur. Freut mich ja, daß die Bekannten so nett gegen Dich sind. Hätt's ihnen gar nicht mal zugetraut.“

„Amüsier Dich nur.“ — Das ließ sich sehr leicht hinschreiben, aber ungeheuer schwer ausführen, fand Lisbeth. Sie war auf Kaffee- und Theegesellschaften, auf Croquet- und Tennisspiel so gar nicht eingeübt, und männliche Individuen hatten — Hinnerk ausgenommen — in ihrem Leben bisher gar keine Rolle gespielt. Nun aber saßen sie, wohin sie kam, die Herren zu mit Aufmerksamkeiten, Schmeicheleien und Redensarten, von denen sie nie recht wußte, was sie darauf entgegnen sollte. Wenn sie aber ganz schwiegen, wie zum Beispiel der arme Herr Arthur, der ihr gestern bei dem Spaziergang, den sie mit Postsekretärs gemacht als Partner zugefallen, so war das auch nicht gerade gemächlich.

Außer dem oben erwähnten kurzen Schreiben waren übrigens bereits drei Postkarten von Tante Zulchen eingelaufen, zu deren jeder Tante Annchen das Postskriptum geliefert hatte.

Postkarte Nr. 1: „Liebste Lisbeth! Nach einer gräßlichen Reise durch ödeste Gegend in Goslar angelangt, mit einem Kopfweg, das durch eine Omnibusfahrt, erst über das holperigste Straßenpflaster, das mir je vorgekommen, dann zwei Stunden lang einen steilen Berg hinauf, bis zur Unerträglichkeit gesteigert wurde.“

Deine an allen Gliedern zerschlagene, treue Tante J. Balher.“

„P. S. Beim Pfau leckt das Trinkenbeden — ein andres hineinstellen!“

A. B.“

Postkarte Nr. 2: „Liebes Herz! Das Bett war so übel nicht, die Nacht jedoch schlaflos, und gegen Morgen, als ich gerade ein wenig einnicken wollte, bimmelten unter meinem Fenster die unglückseligen Kühe vorüber. Ach! ich wollte, Du wärest hier, mir Kompressen zu machen!“

Deine getreue Tante Zulchen.“

„P. S. Daß Du ja nicht vergiffest, die eingesperrte Henne zu füttern!“

A. B.“

Postkarte Nr. 3: „Liebste Lisbeth! Heute geht's

etwas besser. Bin draußen gewesen, mir die Gegend anzusehen, finde aber nicht viel daran. Tannen sind nie meine Liebhaberei gewesen, sie stimmen melancholisch. Die Luft ist furchtbar kalt. Wie feine Eisnadeln dringt mir's in die Poren, möchte statt eines Schleiers eine Maske tragen.

Deine treue Tante J. B.

P. S. Du wirst morgen zu den Großtanten gehen (Tante Meta hat Geburtstag) und in unserm Namen eine Topfblume überreichen. Mehr als fünfundsiebenzig Pfennig braucht sie nicht zu kosten, muß aber etwas vorstellen für den Preis.

A. B.

Diesen Auftrag auszuführen, war Visbeth jetzt eben im Begriff. Da für den bezeichneten Preis keine Topfblume zu haben gewesen, so hatte sie aus eignen schmalen Mitteln noch ein paar Groschen hinzugefügt und hielt eine wirklich hübsche Fuchsia im Arm.

In dem bloßen Gedanken, für ihre kleine Person der Tanten Wagen zu benutzen, wäre natürlich eine unglaubliche Verwegenheit gewesen. Er kam ihr auch gar nicht, und so leicht ging es sich bei dem schönen Wetter, daß sie sich wahrscheinlich auf dem ganzen langen Weg nach der Stadt still des goldenen Sonnenscheins gefreut hätte, wäre ihr nicht zwischendurch immer wieder einmal gräßlich bang vor dem Empfang bei den Großtanten geworden.

Fräulein Meta und Fräulein Christine Gerdes konnten nämlich wohl einmal liebenswürdig sein, aber es kam ungemein selten vor. Erstere hatte sich vor einem halben Jahrhundert mit einem Nervenfieber in ihr Himmelbett zurückgezogen und nach ihrer Wiederherstellung nicht die Energie gefunden, sich wieder daraus zu erheben; letztere aber war ledig geblieben, um die nunmehr Hilflose zu pflegen. Jetzt fand die eine in ihrer langen Bettlägerigkeit, die andre in ihrer Selbstaufopferung Grund zur fatalsten Ueberschätzung des lieben Ich, und beide leiteten sie zugleich die Berechtigung daraus her, allen ihren Bekannten die unangenehmsten Dinge zu sagen. Mit der heutigen Welt hatten sie gar keine Fühlung, und wenn am Sonntag-nachmittag ihr Fleischer in seinem ehrlichen Geschäftswagen seine Familie spazieren fuhr, so bekamen sie Krämpfe vor Wut, weil in ihrer Jugend sich „ein Handwerker so was nicht zu thun unterstanden hätte“.

Sie wurden, weil sie mittellos waren, von verschiedenen Seiten unterstützt, doch, ohne in ihrem Leben etwas vom Buddhismus gehört zu haben, handelten sie streng nach dem Gebote dieser Religion, das da sagt: „Schmeichle deinen Wohlthätern nicht“; sie hatten den Arzt, der ihnen seine Dienste unentgeltlich widmete, bereits wiederholt im figürlichen Sinne zur Thür hinausgeworfen. Daß Visbeth aus dem Umstande, daß heute Geburtstag sei und sie ja mit einem Geschenk komme, gar keine Beruhigung zu schöpfen vermochte, ist daher wohl begreiflich.

Ihr Klang denn auch, kaum in das kleine Vorstadthäuschen gelangt, das die Großtanten, seitdem es unter ihnen keine andern Mieter mehr aushielten, allein bewohnten, schon die Stimme Tante Christines an das Ohr, die ganz besonders jörnig auf jemand einzusprechen schien.

„Nun schweig man 'nen Augenblick still und laß mich reden,“ versuchte, als Visbeth, welche die ganze Treppe hinauf ihr armes Hasenherz klopfen gefühlt hatte, schüchtern in das Zimmer trat, die Kranke das Wort zu nehmen, allein die Angeredete sah noch keine Ursache, darauf zu verzichten, und so überschrien sich nun beide in einer Weise, die einer dritten im Zimmer anwesenden Persönlichkeit ein wahres Gaudium zu bereiten schien; diese Persönlichkeit aber war zu Visbeths grenzenlosem Erstaunen der Maler aus dem Walde.

Da stand er, die Arme in die Seiten gestemmt, den Kopf auf die eine Schulter geneigt, mit dem vernehmlichsten Nicken auf den Lippen und einem Ausdruck tollsten Uebermuths in den Augen, der zu dem ihn umtösenden Zorn schlecht genug stimmte. Dieser Zorn aber galt einem Bilde, das er zweifellos als Gabe dargebracht hatte. Tante Meta, die, das gelbliche, schmale Gesicht von Spitzentüchern umgeben, in dem großen, grün umhangenen Himmelbett saß, hielt es in zitternden Händen, während Tante Christine in dem viel zu kurzen braunen Kleide von vorjüngstlichem Schnitt es in wilder Erregung umkreiste.

Eine leichte Bewegung, die Visbeth machte, veranlaßte endlich den Maler, den Kopf zu wenden, und da, zu seiner Ueberraschung, stand das hübsche Mädchen von neuem in demselben nüchternen schwarzen Kleide, dem nämlichen simplen schwarzen Strohhut, nur daß es heute, um seine Toilette zu vervollständigen, noch ein knappes Schulterfrägelchen trug.

„Trägt Trauer um seine verkümmerte Jugend, das arme Ding,“ dachte er, sich der Mitteilungen des alten Walbarbeiters erinnernd, „aber es geht ihr in der Altweiberkleidung wie den Babies von heutzutage, die aus Riesencapoten, wie sie vordem die Großmütter trugen, doppelt lieblich hervorblicken.“

Laut sagte er, sich zu den erbosten Damen wendend:

„Wenn irgend möglich, so unterbrecht eure Kritik auf einen Moment und seht euch um.“

„Hörte, Visbeth!“ rief, ihren kurzhafigen Kopf drehend, Christine in ihrem schärfsten Ton. „Wie kommt denn du hereingeschlichen, daß man dich gar nicht hört?“

„Je leiser, desto besser,“ meinte mit einem anzüglichen Blick auf den Maler die Kranke, „es schlagen schon genug Leute die Thüren. — Guten Tag, Visbeth! Na, hast mir was mitgebracht?“

„Ich sollte herzlich zum Geburtstag gratulieren von den Tanten,“ murmelte Visbeth, schüchtern ihr Geschenk darbietend.

„Danke, mein' Deern. Die Fuchsia ist wohl von dir?“

„Nein, von den Tanten,“ antwortete Visbeth, was Meta veranlaßte, einen bedeutsamen Blick mit Christine zu wechseln, die hart auslachend die Blume nahm, um sie einer Anzahl bereits vorher eingetroffener auf einem Seitentisch zuzugesellen.

Visbeth wußte, was sie sich bei dem Blick und dem Lachen zu denken hatte, und eine peinliche Verlegenheit wollte sich ihrer bemächtigen, als ihr Auge zufällig auf das Bild in der Hand der Kranken fiel und sie voll Entzücken die kleine Landschaft von neuem erkannte.

„Ja, sieh dir's man mal an,“ ward sie ironisch von der Kranken ermuntert, „das will 'n großer Maler sein —“

„Andern Leuten pinxelt er die ganzen Wände voll, und für seine alten Tanten hat er bloß so 'n lüttjes Ende von 'nem Ding über,“ fügte Fräulein Christine giftig hinzu.

„So 'n bißchen Baumschlag, das kann jeder!“

„Wenn noch wenigstens 'n paar Menschen mit drauf wären, dann wollte ich gar nichts sagen!“

„Oder meinetwegen auch nur 'n kleines Haus,“ beschränkte die bescheidenere Kranke ihre Ansprüche.

Worauf die andre sich hastig nach einem Fußschemel bückte, der in schwarzweißer Perlenstickerei auf himmelblauem Grunde eine Burgruine zeigte, an deren Thor ein Schäfer seinem Hund zum Tanz aufspielte. „Da! Das ist auch 'ne Landschaft,“ sagte sie, „und was ist da nicht alles drauf zu sehen — mindestens 'n Duzend Bäume und so 'n niedlicher Pudel auf den Hinterbeinen!“

„Ja, ist es denn möglich,“ dachte Visbeth, „sind sie bei Verstande?“ und schen streifte ihr Blick den Maler.

Er lächelte jetzt nicht mehr, sondern lachte, ward förmlich hin und her geschüttelt von der unbändigen inneren Heiterkeit. Es dauerte auch noch eine kleine Weile, bis er sich so weit in der Gewalt hatte, daß er mit ziemlich ehrbarer Miene sagen konnte: „Na, jetzt wüßte ich also Bescheid, und nun hättet ihr vielleicht die Güte, mich dem gnädigen Fräulein einmal vorzustellen?“

Damit aber entfesselte er einen neuen Sturm der Entrüstung.

„Du bist wohl nicht recht 'gescheit?“ mutmaßte Christine. „Mit 'gnädiges Fräulein' um sich zu werfen, ist hier in der Stadt doch, gottlob, noch keine Mode, und nun gar, wo es sich um so ein dummes Ding wie Visbeth Velten —“

„Das genügt!“ fiel er ihr jetzt stürmisch und in das Wort; dann, respektvoll vor das junge Mädchen hintretend, in dessen Wangen eine peinliche Röte gestiegen war, sagte er hinzu: „Mein Name ist Hoffmann, gnädiges Fräulein, Eberhard Hoffmann.“

Also der berühmte Eberhard Hoffmann, auf dessen entfernte Verwandtschaft sich die Tanten Malchen, Annchen und Julchen so unendlich viel zu gute thaten! Visbeth schaute überrascht auf, aber da hatte er sich schon von ihr gewandt und schob sich nun gerade das vielbemerkteste Bildchen, das er der Kranken aus der Hand genommen, unter den Arm.

„Was soll denn das heißen?“ fragte diese verwundert.

„Daß ich die Landschaft wieder mitnehme, da sie nun doch einmal das Unglück hat, dir zu mißfallen,“ antwortete er.

„Um! behalten könnte ich sie ja darum doch,“ meinte sie plötzlich ein wenig kleinlaut.

„Aber wozu denn?“ entgegnete er, der Thür zuschreitend. „Du würdest dich ja nur stündlich daran ärgern.“

„Wir könnten sie vielleicht in den Schatten der Bettgardine hängen?“

„Danke verbindlichst für den großmütigen Vorschlag, von dem ich aber doch lieber nicht profitieren möchte. Adieu, meine Damen! Wünsche, wie der Engländer sagt, noch many happy returns dieses höchst vergnüglichen Tages!“ Damit war er hinaus.

Bis unten die Hausthür in das Schloß gefallen war, herrschte Schweigen; dann brummte Fräulein Meta: „So sind die jungen Leute von heutzutage. Sagen lassen wollen sie sich nichts mehr.“

„Und dabei hat man diesen Eberhard gekannt, als er noch ein Dreifäsehoch war,“ septe Fräulein Christine bissig hinzu.

„Gekannt nicht nur, sondern auch mit Schokolade und Zuckertopf gepöppelt. Es ist keine Dantbarkeit mehr in der Welt.“

„Auch kein Respekt!“

„Weißt du wohl, daß wir unsre Eltern noch in der dritten Person anreden mußten?“ wandte sich Christine heftig an Visbeth; dann fiel ihr die Fuchsia in das Auge, und höhnisch erkundigte sie sich: „Die habt ihr wohl in euerem Garten ausgegraben?“

„Nein,“ antwortete Visbeth ängstlich, „ich habe sie beim Gärtner gekauft.“

„Wahrhaftig gekauft?! Für bares Geld?“

„Schweig still, Christine,“ befahl die weicherzigere Meta, die Visbeths Augen sich mit Thränen füllen sah, „die kleine Deern kann nichts dafür, daß die drei solche Geizfragen sind. Schenk du ihr nur mal 'n Glas Wein ein.“

Visbeth dankte mit zitternder Stimme für die Erfrischung. Sie müsse notwendig heim, sagte sie. Um drei Uhr seien nach ihrer Tante Annchen Vorschrift die Hühner zu füttern.

„Aha!“ spöttelte Christine. „Du hast wohl jetzt das ganze Haus unter Kommando?“

„Tante hat mir schriftliche Weisungen hinterlassen, und ich —“

„Sieh mal an! Schriftliche Weisungen! Steht auch was über die Diensthöfen drin, daß sie sich nicht herausputzen sollen wie die Pfauen?“

„Wieso?“ stammelte Visbeth.

„Na, ich meine nur! Eure Vina ist gestern hier vorbeisollziert mit 'ner turmhohen Feder auf dem Hut und 'nem Spitzenschleier vorm Gesicht — sollt' sich was schämen!“

Christines hohe sittliche Entrüstung gab ihrer Stimme einen so drohenden Klang, daß Visbeths bis jetzt mühsam zurückgehaltene Thränen zu fließen begannen.

„Ach Gott!“ schluchzte sie. „Das kann doch ich nicht ändern. Mit Sophie geht's ja noch, aber über Vina habe ich keine Macht.“

„Glaube ich wohl — glaube ich wohl, mein Deern,“ nahm die Kranke beschwichtigend wieder das Wort, „ist 'ne ganz niederträchtige Bande, die Diensthöfen von heutzutage. — Na, adieu denn, wenn du wirklich schon weg mußt. Danke auch noch vielmals für die Fuchsia — daß du so 'ne hübsche ausgesucht hast, meine ich.“

Sechstes Kapitel.

Die begütigenden Worte, mit denen man sie entlassen, hatten Visbeths Thränen nicht zu trocknen vermocht. Hastig genug freilich fuhr sie sich mit dem Tuch über die Augen, als sie, auf die Straße hinaus tretend, sich dem Maler gegenüber sah.

Verzeihung, daß ich Ihnen hier gleichsam aufgelauret habe, Fräulein Velten, begann Eberhard, den Hut ziehend, „aber kaum war ich vorhin zur Thür hinaus, da fiel mir's aufs Gewissen, daß ich Sie in einer recht fatalen Lage zurückgelassen hatte. Meine ehrwürdigen Großtanten gehören nun einmal zu den Menschen, die an ihrem Kerger ersticken, wenn sie ihn nicht an irgend jemand auslassen können. Ich einmal fort, mußten Sie ihnen zum Opfer fallen. Gesehen Sie es nur ein, Sie haben meinetwegen etwas auszustehen gehabt?“

Visbeth verneinte kopfschüttelnd.

„Gnädiges Fräulein, Sie hatten Thränen in den Augen, als Sie aus dem Hause traten.“

„O! ich fühlte mich nur — ein bißchen unglücklich —“

„Nun, da haben wir's ja! Ich hätte nicht übel Lust, noch einmal hinaufzusteigen und den alten Schachteln den Kopf zu waschen!“

„Um Gottes willen nicht!“ rief sie entsezt. „Ich bin ja ganz gewiß nicht Ihre Wege gescholten worden, und dann sind die Armeisten doch auch so sehr zu bedauern.“

„Das ist's,“ nickte er grimmig lächelnd. „Daß die beiden die selbstsüchtigsten alten Frauenzimmer auf der Welt sind, weiß jeder, aber wem es auf der Zunge schwebte, es ihnen ins Gesicht zu sagen, der verschluckt's, wenn er, vor das Krankenbett gelangt, sich seiner eignen gesunden Gliedmaßen bewußt wird, und das ist im Grunde nichts als thörichte Sentimentalität. Die Menschennatur bequemt sich jeder Situation an, und ich will wetten, daß sich Tante Meta in ihrem Bett so behaglich fühlt wie ein Fisch im Wasser. Sie sehen mich so überrascht an? Sind wohl niemals schwer krank gewesen?“

Visbeth verneinte.

„Ich aber — vor ein paar Jahren, in Italien. Hatte mir den Typhus geholt. Nun, und wie ich in meiner jämmerlichen Verfassung dalag, dachte ich, wenn ich überhaupt bei Bewußtsein war, selbstverständlich nicht daran, mich aus meinem Bette fortzuwünschen. Als aber von der Krankheit nichts mehr übrig war als eine große Mattigkeit, da graute mir förmlich vor dem Aufstehen, und wäre nicht eines schönen Abends beim Anblick der Sonnenuntergangsglorie die

Der Hofbauertoni und sein Weib in der Kunstausstellung.

Originalzeichnungen von Edwin Heine.



Der Hofbauertoni hat mit seiner Frau in der Stadt zwei fette Ochsen verkauft. Er leistet sich deshalb mal was ganz Feines und geht mit ihr in die Kunstausstellung.



An der Kasse verlangt er für sich und seine „Alte“ ein Billet auf den ersten Platz.



Nachdem sie über das „Dasein“ einer Garderobe belehrt, schleichen sie voll heiliger Ehen in den zunächstliegenden Ausstellungssaal.



Bei Betrachtung eines lustigen Bildes lassen sie ihrer Stimmung freien Lauf.



Das Bild: „Bach auf der Alm“ fesselt die beiden eine halbe Stunde, wobei sich der Hofbauertoni als gewiegter Fachmann und scharfer Kritiker zeigt.



Das Bild: „Des Kindes Abschied“ wirkt sie aus der gehobenen Stimmung in die tiefste Depression. Tief aufschlundend stehen sie da.



Im „Plastik-Saal“ interessiert den Toni besonders eine herrliche Venus, in Marmor ausgeführt. Die Hofbäuerin zieht ihn voll Entzückung weg.



Inzwischen regt sich aber auch der Appetit bei den Kunstbegeisterten. Ein mitgebrachtes Flaschen Wein und ein Schinkenbrat soll dem abhelfen; aber der „Diener“ verweist sie auf das Restaurant.



Einige Maß Holbräu entschädigen sie für die Anstrengung, wobei der Toni zum Ärger seiner besseren Hälfte schmunzelnd bemerkt, daß ihm das „Weibsbild von Marmor“ eigentlich doch am besten gefallen habe.



Das alte Lieb. Nach dem Gemälde von Alexander Jaksch, im Besitz der Prager Galerie Rudolphinum.

Sehnsucht nach meinem Pinsel in mir erwacht, ich läge vielleicht noch dort."

Sie mußte lächeln, weil er es in so drolligem Tone sagte und sie ihm den Schwächling auch gar nicht glauben konnte.

"Ja, Sie lächeln," fuhr er launig fort, "haben eben gar keine Ahnung, wie gemüthlich es zwischen meinen Her Mahagonipfosten unter meinem blauen seidnen Baldachin war."

Jetzt entschlüpfte Lisbeth ein Lachen, das eigentlich einen schrillen Klang hätte haben müssen, weil es ihr so lange in der Kehle eingeroftet gewesen war, doch es hörte sich an wie das melodische Aufjubeln eines Vögelchens.

"Alles ist Harmonie an ihr," dachte Eberhard bewundernd, "Antlitz, Form und Stimme, ein vollkommenes junges Märchenprinzchen — freilich verwünscht."

Laut sagte er: "Ich spazierte hier so ungeniert neben Ihnen her, Fräulein Velden — Sie erlauben doch?"

"O ja," rief sie mit naiver Freude, denn sie wußte selber nicht warum, aber noch nie war ihr eines Menschen Begleitung so angenehm gewesen.

"Danke!" entgegnete er. "Und nun — dürfte ich mir vielleicht die Frage erlauben, in welchem Verwandtschaftsverhältnis Sie zu den ehrwürdigen Damen stehen, die wir soeben verlassen haben?"

"Sie sind die Stiefschwester meiner verstorbenen Großmutter."

"Hm! und was mich betrifft, so hängen sie irgendwie mit meinem gleichfalls verstorbenen Großvater zusammen, was mich besonders deshalb freut, weil wir auf diese Weise zu Familienmitgliedern werden — ich meine Sie und mich, Fräulein Velden — Pardon, da wäre mir doch bald Ihr Taufname entschlüpft!"

"Sie nennen mich ja alle so," erwiderte sie fröhlich.

"Also ich darf? Das ist ja herrlich. Wenn ich nun als quasi Vetter noch einen Siebenmeilenschritt weiter thäte und es wagte, Ihnen einen guten Rat zu geben?"

Sie beschränkte sich darauf, ihn erwartungsvoll anzusehen.

"Diesen nämlich, sich das Geleise der verdrehten alten Schachteln nicht anfekten zu lassen, und wenn sie wieder einmal in Ihrer Gegenwart eine Portion Gift zu verspielen haben sollten, gemüthlich zu denken: Nur heraus damit! Es erleichtert euch und kann mir nicht schaden!"

Lisbeth seufzte.

"Sie halten nicht viel von dem Mittel? O, ich kann Ihnen sagen, es ist probat, und schließlich kommt man so weit damit, daß man sich bei der Schimpferei vortrefflich unterhält. Ich für meine Person habe vorhin eine köstliche Viertelstunde verlebt."

"Es war doch unecht," meinte sie grollend, "solch ein wunderschönes Bild!"

"O, daß es über jede Kritik erhaben wäre, will ich durchaus nicht behaupten," beeilte er sich zu versichern, "aber diese Großtantenkritik war doch zu überwältigend komisch. Wissen Sie noch, die Perlenlandschaft mit dem blauen Wolkhimmel? Ich mußte an den Kaiserthron denken, der das Bildnis, das ein Europäer von ihm gemalt, auf den Kopf stellte und es bewundernd betrachtete. Als man sich respektvoll erlaubte, es auf die Beine zu setzen, drehte er es ärgerlich wieder um und meinte, das sei ja doch ganz einerlei. Was Kunstverständnis anbelangt, stehen die beiden würdigen Damen mit seiner dunkeln Majestät ungefähr auf der gleichen Stufe. Uebrigens schändlich von mir, mich über sie lustig zu machen — ich bin ihnen so viel schuldig."

"Wirklich?" fragte sie lächelnd, weil sie dem langen, ehrbaren Gesicht, das er jetzt zog, nicht recht traute.

"Wirklich," nickte er, "denn ohne sie wäre wahrscheinlich ein ehrlicher Spießbürger aus mir geworden. Sie leisteten nämlich, als ich so zehn, zwölf Jahre zählen machte, meiner Lesewut Vorschub, indem sie mir ganze Bündel von Traktätschen liehen, die ich dann in meinen Ruhestunden genoß. Anfangs imponierten mir die kleinen Jungen, die nie die Gelegenheit wahrnahmen, sich die Taschen einmal ordentlich vollzustopfen, wenn sie durch Zufall in des Nachbarn Obstgarten gerieten, die, wenn sie vom bösen Stiefvater ungerecht bestraft worden waren, gar nichts Geringeres zu thun hatten, als diesem einen schrecklich edeln Dienst zu erweisen. Anfangs suchte ich es ihnen in aller Ehrlichkeit gleichzutun; als mir dies aber in keinem einzigen Falle gelingen wollte, kriegte ich eine Wut auf die Musternaben und steckte sie, oder richtiger ihre Biographien, in den Ofen. So was giebt's nicht," sagte ich mir, "und so was braucht's auch nicht zu geben. Wir wollen uns nicht immer ducken und selbst verleugnen, wir haben auch Rechte, wir Jungen und wollen ebenso etwas von unserm Leben haben wie die Alten!" Die erste Folge davon war, daß ich mich meiner Passion, von allen Respektpersonen die grenzschärfsten Karikaturen zu zeichnen,

freudig hingab und auch nach hundert andern Richtungen hin mich bemühte, gerade das zu thun, was die Musternaben in frommer Scheu unterlassen hätten. Aus lauter Abscheu vor diesen jungen Tugendproben kam ich an das Schulschwänzen und frühzeitige Zigarrenrauchen. Der Konfirmandenunterricht brachte mich ja einigermassen wieder auf den rechten Weg; aber als bald nach der Einsegnung mir der Vater den Wunsch aussprach, daß ich mich für den Kaufmannsberuf entschließen möchte, da ward das Grauen vor dem Philistertum wieder übermächtig in mir. "Unmöglich, Vater," sagte ich, "die Zahlen sind mir ein Greuel, und zwingst du mich an das Rechenpult, so kneife ich dir aus und gehe in die weite Welt." — Ein gräßlicher Schlingel, nicht wahr, Fräulein Lisbeth?"

"Ach nein, das fand sie gar nicht. Im Gegenteil, seine Opposition gegen den väterlichen Willen imponierte ihr ungeheuer. Sie selber wagte es ja nicht einmal in ihren Träumen, gegen die Tanten Front zu machen."

"Und was that Ihr Herr Vater nun?" fragte sie gespannt.

"Nach seinem eignen Kopfe that er und steckte mich in sein Comptoir."

"Und Sie?" stammelte sie, die Kornblumenaugen ganz voll von scheuer Erwartung vor etwas Großartigem. "Sie — liefen nun wirklich fort?"

"Nicht sogleich. Mein Vater war eben mein Vater, und ich versuchte es ihm zuliebe ehrlich eine Weile mit dem Philister. Doch ich hatte statt Zahlen immer nur Formen und Farben vor Augen. Die langen Rechenexempel wollten nicht stimmen, und die ganze öde Schreiberei machte mich toll. Das erklärte ich meinem Alten; als er aber trotzdem keine Vernunft annehmen wollte, da, eines Nachts, schnürte ich mein Bündel und ging."

"O!" stieß Lisbeth mit vor Begeisterung glühenden Wangen hervor. "Weit weg?"

"So weit mich meine Füße tragen wollten. An Geld besaß ich nur eine Reichsmark, die mir nicht annähernd für das genügte, was ich bei meinem beachtenswerten Appetit an Lebensnahrung bedurfte. Am Morgen des dritten Tages langte ich ausgehungert und zum Umfallen müde in einem kleinen Rest hinter Rienburg an. Hier fand ich Beschäftigung bei einem ehrlichen Weißbinder, der in der schönen Sommerzeit gerade mehr Arbeit hatte, als er bewältigen konnte, und deshalb um so eher geneigt war, dem kräftigen Burschen den Malergefellen, dem unterwegs seine Papiere abhanden gekommen seien, aufs Wort zu glauben."

"Und Ihr Vater?" drängte Lisbeth.

"Der hatte schon ein halbes Jahr lang vergeblich nach mir geforscht, als mir eines Tages folgendes Zeitungsinserat unter die Augen kam: Eberhard H. kehrt zurück. Alles soll vergeben sein und Dein Wunsch Dir erfüllt werden. Dein Vater G. H. Mich von heute auf morgen frei zu machen, war mir nicht möglich, so gab ich denn brieflich meinen Aufenthaltsort an. Der Vater kam, und wundern sollte es mich gar nicht, wenn sich bei dem vornehmen Herrn Senator die Wiedersehensfreude mit einem kleinen Grauen gemischt hätte, als sein Einziger im verfluchten Malerkittel ihm in die Arme sank."

"Aber nun durften Sie Künstler werden, nicht wahr?"

"Ja, nun ging's nach München, zum alten Piloty in die Lehre. — Da hätte ich übrigens wohl lange genug von mir selber gesprochen, was meinen Sie?"

"Ach!" machte sie mit strahlendem Lächeln. "Es hat mich ja so sehr interessiert." Dann stand sie still, denn sie waren vor dem Thor der Balzerischen Villa angelangt.

"O weh, nun muß es wohl geschieden sein?" rief er bedauernd. "Aber wir sagen: Auf Wiedersehen — auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?"

"Auf Wiedersehen," murmelte Lisbeth, schüchtern die Hand berührend, die er ihr bot.

Das Abschiednehmen hatte kaum eine halbe Minute gedauert, aber Postsekretärs Haus war so gelegen, daß man, aus welchem Fenster der Front man immer blicken mochte, das Balzerische Einfahrtsthor vor Augen hatte. Nun traf sich's, daß gerade in dem Moment, als Eberhard und Lisbeth drüben Halt machten, im Salon Fräulein Agnes von einem Modeblatt aufschaute, während nebenan im Wohnzimmer das Rasteln der Nähmaschine schwieg, mit deren Hilfe sich die Postsekretärin eine Bluse arbeitete.

"Mama!" rief Agnes. "Agnes!" die Mama. Da aber beide gleichzeitig von ihren Stühlen aufgesprungen waren, um einander entgegenzuweichen, so waren sie auf der Schwelle der Verbindungstür fast mit den scharfen Spürnasen zusammengestoßen.

"Es ist der Maler!" zischte die eine.

"Der freche Mensch, den Papa neulich aus dem Garten gewiesen hat!" — die andre.

"Daß der die halbe Million rasch ausgeknüffelt haben würde, lag auf der Hand!"

"Aber Mama, wir werden uns das doch nicht

gefallen lassen? Kannst du denn gar nichts thun, Mama?"

Die Postsekretärin antwortete nicht. Mit zusammengekniffenen Lippen und zornfunkelnden Augen stand sie abwartend, bis drüben das Paar sich getrennt hatte, dann — so wie sie war, unbedecktes Hauptes — schoß sie zur Thür hinaus und hinter Lisbeth drein.

Außer sich, atemlos lehrte sie nach einer Weile zurück.

"Weißt du, wer der Mann ist?" stöhnte sie, sich auf den nächstbesten Stuhl sinken lassend, daß es nur so krachte. "Der Hoffmann — Eberhard Hoffmann, mit dem die Balzers immer so prahlen!"

"Der berühmte —"

"Ach, was liegt daran? Von der Berühmtheit kann man nicht leben! Der Sohn des verstorbenen Senators Hoffmann ist er! Der — und der albernen Gans nachlaufen? Unsinn! Hat ja selber mehr Geld, als er brauchen kann!"

Und bei dem Gedanken, daß ihr Gatte einen Mann, der mehr Geld hatte, als er brauchen konnte, so einen also, der in jedem Hause, wo es eine heiratsfähige Tochter gab, hochwillkommen sein mußte, neulich, als er ihn in seinem Garten beim Skizzieren angetroffen, in unangenehmer Weise darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er sich auf fremdem Grund und Boden befände, bei diesem Gedanken kam ihr ein wahrer Verzweiflungsanfall.

"Es ist unglaublich," knirschte sie, "was für Dummheiten dein Vater mitunter macht, aber" — sich mit der geballten Faust auf das Knie schlagend — "er soll hin und Abbitte thun — ja, das soll er — heute noch."

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtung.

Shah ich jängst ein Schwalbennest
Unter dem Dache hängen,
Und darinnen Köpfechen sich
Dicht an Köpfechen drängen.

Und die Mutter Schwalbe flog
Fütternd hin und wieder,
Zwitschernd auch wohl dann und wann
Ihre Wiegenlieder.

Und die Jungen piepften laut,
Wenn sie Futter brachte,
Herzensschatz, was meinst du wohl,
Was dabei ich dachte?

Nus: Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke! Von Grete Balhaus. Dresden und Leipzig, E. Pierlons Verlag, 1901.

Neue Bücher und Schriften.

Spielhagen, Fr., „Frei geboren“. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Preis 4.—. Spielhagens neuer Roman schildert den Lebensgang einer Person, mit den besten Eigenschaften des Geistes reich ausgestattet, die sich trotz des äußeren Glanzes, trotz aller Strebens und aller Veruche zum Schluß doch um ihr Lebensglück betrogen sieht. Es ist ein meisterlich psychologisches Werk mit großer intimer Wirkung, das durch die Schlaglichter auf die politische Gesellschaft Berlins, aus der historische Persönlichkeiten sehr charakteristisch hervortreten, auf den gebildeten Leser einen ganz besonderen Reiz ausübt.

Merlel pikante Spielgen. 250 erprobte Rezepte nebst Küchenregeln für das „gute Frühstück“ und „Abendgesellschaften“ von Johanna Titus; Preis 1.50. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. — Das kleine Büchlein verdient einen Ehrenplatz auf dem Tisch der Hausfrau, spielt doch die Herstellung von allerlei pikanten Speisen eine wichtige Rolle bei der Bewirtung von Gästen zum zweiten Frühstück, besonders aber bei Herrenessen; eine wichtige Ergänzung zu jedem Kochbuch.

Wilder aus der Schweiz. Die Firma „Illustratio Luzern“ hat sich zur Aufgabe gemacht, eine Serie Ansichten-Album von den interessantesten Gebieten der Schweiz herauszugeben, die durch technische Ausführung, Auswahl der Sujets, sowie billigen Preis in ihrer Art unerreicht sein sollen. Jedes Heft (Nr. 2.) behandelt ein abgeschlossenes Gebiet, so daß schließlich die Vereinigung aller ein Prachtwerk der Schweiz ergibt. — Wir müssen zugeben, daß uns noch niemals so reichhaltiges vor Augen gekommen, und daß die Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt, in geradezu unübersehbare Weise gelöst worden ist. Unser warmste Empfehlung diesem in seiner Art einzig dastehenden Werk, dessen Fortsetzungen wir mit Interesse entgegensehen.

Merlel Bühnenleben. 500 bewährte Rezepte für die Zubereitung von Biddings und süßen Speisen, Kaffee-, Thee- und Obstsalaten, Torten und so weiter von Johanna Titus. 2. Auflage. Preis 1.50. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. — Das Leben zu verleben, ist immer eine schwierige Aufgabe gewesen, selbst für die Hausfrau, der doch in Küche und Keller hierzu reichlich Material zur Verfügung steht. Da kommt ihr dies Werkchen recht zu statten, denn es bietet eine reiche Auswahl der besten und besten Rezepte sowohl für die Tafel als auch für den täglichen Tisch.

Napoleon I. Revolution und Kaiserreich. Herausgegeben von Dr. J. v. Pfuel-Hartung, Kgl. Archivrat am Gek. Staatsarchiv und ordentlicher Universitätsprofessor a. D. unter Mitwirkung von General v. Bodelschwingh, Oberst Reim, Oberst v. Bethow-Borbeck, Professor Dr. Mollin-Gardt, Kapitän z. S. Stengel. — Berlin, J. M. Sparr. Verlag. 4.80. — Unter den neu erschienenen Büchern befindet sich eins, welches geeignet ist, die Augen in hervorragendem Maße auf sich zu lenken. Es ist das im Verlage von J. M. Sparr erschienene Werk über Napoleon I., welches zu einem äußerst mäßigen Preise auch dem weniger Begüterten zugänglich gemacht ist. Mit Recht sagt der Herausgeber in der Einleitung: „Es giebt nur wenige Gegenstände von solcher Greifartigkeit und Wirkung, wie die Geschichte des gewaltigen Sohnes der Revolution. Viele Verhältnisse, in denen wir heute leben, sind durch seine Willenskraft, durch sein Genie, durch seine erdumarmende Eiferkraft eröffnet, haben noch heute unter seinem Geiste.“ In der Wichtigkeit des Gegenstandes, welcher von hervorragenden Kennern bearbeitet ist, gefüllt sich eine geradezu glänzende Ausstattung durch nahezu 500 Bilder, unter denen sich eignen für das Werk angefertigte Holzschnitte befinden. Unter diesen nehmen die zahlreichen, ungemein scharf gezeichneten Porträts eine wichtige Stellung ein, so daß man hier fast alle namhaften Männer und Frauen der Zeit vereinigt findet: ein reiches und dazwischen Schatz für den Forscher. Auch das ist rühmend zu erwähnen, daß sich das Werk ebenso fern vom Vergeltungsstandpunkt hält, als es die Bedeutung seines Helden auch nicht zu verkleinern sucht, sondern daß überall nach geschichtlicher Wahrheit in schöner Form gestrebt ist.

Humoristische Blätter.

Kleine Verwechslung. „Siehe Weiber! diese Reissuppe schmeckt aber doch höchst eigentümlich!“ — „Ach, Männchen, sei nur nicht böse!... Ich fürchte, ich hab' mich vergriffen und die Lute mit den Ameiseneiern erwischt!“

Unerwartete Auskunft. Fremder: „Sag mal, Kleiner, ist hier ein Wirtshaus im Dorf? Gibt's da was Gutes?“ — Junge: „Ja, unsern Herrn Lehrer.“

Unter Studenten. Bummel: „Du, Saffel! Hast du dir die Pandekten schon mal angesehen?“ — Saffel: „Ach, die alten Schartecken! Die kenne ich auswendig!“ — Bummel: „Auswendig kenne ich sie auch schon; ich meine aber inwendig!“

Allerlei Kurzweil.

Streichrätzel.

Das erste Wort nennt einen alten Titel, Den Hohe einst geführt in fernem Reich, Ein „Großer“ löst' ihn aus, ein Mann, dem Niedern That er in seinem Schossensdrange gleich; Nun streiche mir die Schlus- und Anfangslettern, Was dann noch über, die zwei Worte klein, Sie mögen dir, auf bang gestellte Frage, Die frohe, aussichtsreiche Antwort sein.

Das zweite Wort nennt eine alte Landschaft Kleinasiens, die hohen Reiz ihm lieh, Dort blühten Städte einst in farbem Bunde, Die Wiege war's von Kunst und Poesie. Nun streiche mir die Schlus- und Anfangslettern, Was dann noch über, die zwei Worte klein, Sie werden dir, auf bang gestellte Frage, Die bitter, aussichtslose Antwort sein.

Namenrätzel.

a, an, ban, bert, dal, de, dor, dri, e, ha, i, lar, la, le, mun, na, nel, net, nie, no, o, ot, pe, pha, re, ro, sa, si, se, te, to, tro, ur. Aus obigen Silben sind fünf weibliche und fünf männliche Vornamen zusammenzusetzen, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, einen weiblichen Vornamen ergeben.

Ergänzungsrätzel.

- du dein Wesen offenbaren
- offen, sonder Hohl und Scheu,
- daß du Gleiches möglt erfahren
- finden möglt' Treu' um Treu' —
- wohl dich vor erst, prüf und wage,
- dir dieses Rätsels Spruch,
- dessen acht und überlege —
- will zu Art, sonst kommt's zum Bruch.
- hast du wirklich dann gefunden,
- deines Wesens, deiner Art,
- bleib's in gut' und bösen Stunden,
- Sprüchlein bleibt dir dann erspart.

Die vorgelegten Striche sind durch Wörter (eines zweifelsig) auszufüllen, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben.

Liederanfangsrätzel.

So schön auch des Meeres weit schimmernder Strand:

Und ob des Mondes Silberglanz auch hell liegt ob den Wegen:

Rich sehnt's hinauf, gebt mir den Stab:

Weißt du, wohin all meine Wünsche ziehn:

— — — — — ?

Bilderrätzel.



Worträtzel.

Mit Rad' schau' stets ich hinter mich,
Mit De- verpflichte immer ich,
Mit Ber- da weh' ich jeder Hand,
Mit Auf- geb' Antwort ich gewandt,
Mit Ent- bin End' oft mancher Qual,
Mit Ab- enthalt' ich Zahl um Zahl,
Mit An- gemieden und gesucht,
Mit Ein- verschwiegen und gebüht,
Mit Aus- ein Ab-, im Sinn, sofort —
Run rate mir das Rätselwort!

Auflösungen der Rätsel Seite 295.

Des Weihnachts-Kryptogram: Man verfolgt die von dem Stern ausgehenden verschlungenen Strahlen (von links nach rechts) bis zu den Buchstaben am Rande und liest diese in dieser Reihenfolge ab: Frohes Christfest.

Des Rätsels selbst-Ausfallrätzel: Cher — Krst — Olim — Ego — Mega — Aram — Etui — Glas — Stig — Mond — Benj — Aton — Omar — Kite — Genj — Trab — Retj — Jfel — Aton — Unse — Held.

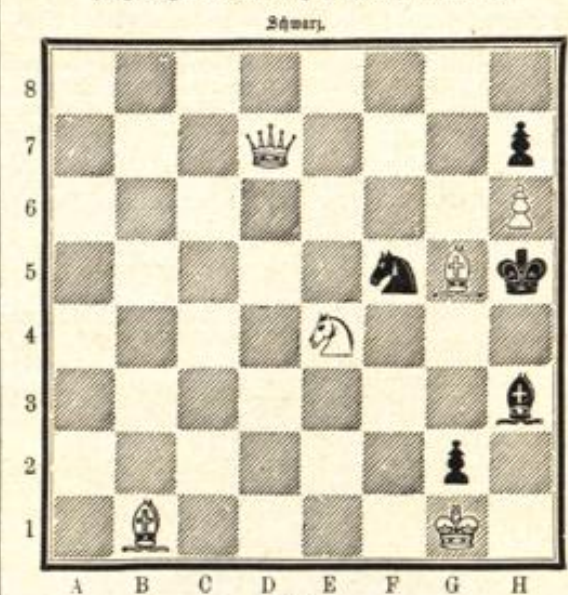
Des Worträtzels: Verneigung — Verneinung.
Des Spruchrätzels: Hotel — Schme — Feuer — Prest — Bawle — Pfahl — Geste — Radel — Diene — Amsel —

Billa — Blod — Sahne — Bonue — Sped — Weste — Juwel — Stern — Narne — Satun — Arion — Lefer — Meter — Rouen — Henne — Boden — Weber — Arena — Anger — Miene — Rohan — Warte — Riete — Orkan — Liede — Zeile — Wende — Therr — Ranie — Polen — Storm — Lehen — Rante. Des Buchstabenrätzels: Antiquar. Des Ausfallrätzels: Jglau. Meise. Ramin. Nevue. Urban. Gerof. Zuber. Uema. Magen. Greiz. Rieje.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallupp.

Aufgabe Nr. 4: Von Dr. P. v. Gottschall in Görlitz.



Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 Seite 246:

- | Weiß. | Schwarz. |
|---------------------------|----------------------------|
| 1. D. B 6 — B 8 . . . | G 3 × H 2 |
| 2. D. B 8 — H 8! . . . | G 7 × G 6, 2. H 7 beliebig |
| 3. D. H 8 — A 1, 2. G 5 — | G 1 matt. |
| 1. | G 3 × F 2 |
| 2. G. H 2 — F 1! . . . | beliebig |
| 3. D. B 8 — H 2 matt. | B. |
| 1. | G 3 — G 2 |
| 2. G. H 2 × F 3! . . . | G 2 — G 1 D oder anders |
| 3. 2. G 5 × G 1, D. B 8 — | H 2 matt. |
| 1. | beliebig anders |
| 2. D. B 8 × G 3 . . . | beliebig |
| 3. D. G 3 — G 1 matt. | |

Schachbriefwechsel.

D. B. in Bruneß (Tirol). Sie wollen Aufgabe 4 des vorigen Jahrgangs auf zwei Arten lösen, können aber den schwarzen Steinen nicht diejenige Bewegungs- und Verteidigungsfreiheit, die ihnen zusteht, auf 1. 2. 8 — F 8 + zieht Schwarz nicht R. F 7 — G 7, wie Sie ihn ziehen lassen, sondern R. F 7 — E 6, und da ist kein Matt zu finden. Und auf 1. 2. D 8 — C 8, R. F 7 — E 6, 2. 2. C 8 — O 7 wird er nicht, wie Sie wünschen, den König nach F 7 zurückziehen, um sich selbst durch 3. 2. C 7 × E 7 mattsetzen zu lassen, sondern er erweist sich seiner Freiheit und flüchtet nach D 5 oder F 5, wo Sie ihm nichts anhaben können.

Aus Küche, Haus und Hof.

Ochsenmaulsalat. Ein Ochsenmaul wird tüchtig gewaschen und in Salzwasser gekocht, was vier bis sechs, zuweilen sogar acht Stunden dauert; hierauf löst man die Knochen heraus, püht es sauber zurecht, schneidet es in feine Scheibchen, mischt Kapern darunter und macht den Salat mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer an. Noch feiner schmeckt der Salat, wenn man auch acht bis zehn gewässerte, ausgegrütete und in kleine Stückchen geschnittene Sardellen darunter mengt; den Schüsselrand oder die Oberfläche des Salats verzieren man mit hart gekochten Eiern, roten Rüben oder Aspik.

Schweineohren mit Senfsauce. Die gut gereinigten Schweineohren, etwa drei Stück, werden der Länge nach einmal durchgeschnitten, in 1 Liter Wasser mit etwas Majoran, einer kleinen Zwiebel und Salz sehr weich gekocht. Noch warm werden sie in dünne Streifen geschnitten. Nun röstet man in guter Butter etwas Mehl braun, löst mit der geseihten Brühe ab und kocht eine feine Sauce, die man mit etwas Senf, Viebig's Fleischextrakt und, wenn nicht pikant genug, mit etwas Weinessig würzt. Die geschnittenen Stückchen läßt man kurz nochmals in der Sauce aufkochen und garniert die Schüssel mit hart gekochten Eiern, in Viertel geschnitten.

Pasteten (als Zwischenpeise). Aus gutem Blätterteig rollt man eine große, messerrückenstarke Platte aus, sticht mit einem Ausstecher von der Größe eines Halbers runde Scheiben davon aus, legt die Hälfte davon auf ein nahgemachtes Blech, bestreicht sie leicht mit geschlagenem Ei, setzt in die Mitte mit einem Kaffeelöffel ein Häufchen Geflügel- oder Kalbfleischfarce, die mit in Butter geschwitzten Kräutern und ein wenig Sardellenbutter vermischt ist, drückt die untere Hälfte der

Teigscheiben leicht darauf und an den Rändern fest zusammen, bestreicht die Pastetchen oben nochmals mit Ei und bäckt sie in einem ziemlich heißen Ofen schön hellbraun, um sie als Zwischenpeise zum Mittagessen zu reichen.

Pfefferrüfte. 750 Gramm gestoßener Zucker, 750 Gramm feines Mehl, sechs große Eier, 150 Gramm Pomeranzenschale, 150 Gramm Zitronat, beides fein geschnitten, 30 Gramm Zimmt, ein kleiner Theelöffel gestohene Nelken, 15 Gramm gereinigte Pottasche, die in ein wenig Wasser aufgelöst wird. Aus diesen Zutaten arbeitet man einen Teig, formt kleine Kugeln, die man auf butterbestrichenem Blech in gehörigen Zwischenräumen aufsetzt und langsam backen läßt.

Vanilleplätzchen. 1 Pfund Mehl, 1 Pfund gestoßener Zucker, sieben Eier, wenn sie klein sind acht, ziemlich viel Vanille oder Vanillezucker und Eidotter rührt man eine Weile, giebt nach und nach das Mehl hinein und den recht steifen Eierschnee. Diese Masse setzt man theelöffelweise auf wachsbefruchtetes Blech und bäckt die Plätzchen hellgelb.

Karamelpudding. 60 Gramm Zucker werden in einem Pfännchen gebrannt und mit einem zuvor gekochten halben Liter Milch, in welchem 60 Gramm Zucker, vier Eigelb gut verrührt wurden, vermischt. Wenn die Masse noch lauwarm ist, vermischt man dieselbe mit 15 Gramm aufgelöster Gelatine. Zuletzt giebt man noch 1/2 Liter Schlagfahne dazu, füllt die Masse in die Puddingform, läßt sie erkalten und stürzt dieselbe auf eine Kristallplatte.

Anna Berg.

Zur Entfernung des lästigen Kesselfeins, dessen Ansatz an Kessel und Wassertöpfen

die Zeit des Ins-Kochen-Kommens der Flüssigkeit bedeutend verlängert, ist ein kalter Wintertag recht geeignet. Man füllt die Kessel oder Töpfe mit Wasser und läßt sie damit einige Stunden ruhig auf dem heißen Herd stehen, gießt dann die Flüssigkeit heraus und stellt das Gefäß ohne weiteres einen Tag und eine Nacht ins Freie. Die Feuchtigkeit friert im Kessel dann ein, und beim späteren Auftauen löst sich der Kesselfeinsatz vollständig mit.

Im Winter, wo es oft trübe und dunkel ist, und in den Räumen des Heizens wegen alles bedeutend mehr verstaubt als in warmer Jahreszeit, pflegt die Hausmutter ihre nicht mehr ganz tadellosen Decken und Läufer aufzubrauchen. Aber ärgern thut sie sich im Innern ihrer Seele doch über diese verwaschenen Sachen, die sie, wenn sie nur könnte, gern auffrischte. Sehr gut gelingt dies Auffrischen übrigens bei allen Stillscharbeiten, welche speziell Kinderhände für Mütterchen arbeiteten. Man braucht nur die Konturen der gestickten Arbeit schräg mit absteichendem Faden zu umfassen, ohne ins Zeug selbst zu stechen, in ähnlicher Weise, wie man Steppstichmonogramme im Aussehen hebt. Man erhält auf diese einfache Weise eine hübsche Decke wieder.

Die Ueberwinterung mancher Topfpflanzen ist schwer, oft kaum möglich, wenn man nicht über verschiedenen temperierten Räume verfügt. Sehr praktisch erweist sich in solchen Fällen ein Blumenbrett am oberen Fenster, welches so angebracht wird, daß die unteren Fensterlägel sich bequem öffnen lassen. Man bringt solche Blumenbretter, mit starkem Haken befestigt, sowohl in geheizten wie in kalten Räumen an und überwintert dort je nach Art und Beschaffenheit trefflich alle Pflanzen, die man sonst vielleicht in Ermangelung besseren Auf-

bewahrungsortes in den Keller brachte. Meist bleiben die Pflanzen saftig grün, sehen schon früh Knospen an und halten sich trefflich.

Die lastierten keinen Ballschuhe bedürfen ganz besonderer Aufmerksamkeit, sollen sie längere Zeit gut erhalten bleiben. Ein Einölen oder Einfeuchten, das manche Hausfrauen für zweckmäßig halten, wird selten den Schuhen ihren Glanz erhalten, viel besser bleiben die Stiefelchen, wenn man sie nur einfach mit einer durchgeschüttelten Zwiebel abreibt und mit weichem, wollenem Tuch nachpoliert.

Befrorene Fensterkassetten sind, so häßlich sie auch ausschauen mögen, weder für Geschäfts- noch für Privatleute angenehm, im ersten Falle verwehren sie den Anblick seiner geschmackvoll aufgetragenen Auslagen dem vorübergehenden Publikum, im zweiten Falle dringt der Blick nicht ins Freie, und das Tageslicht, das ohnehin spärlich ist, nicht ins Zimmer. Ein künstliches Auftauen hilft meist nur kurze Zeit, deshalb ist das folgende Verfahren sehr zweckmäßig. Man läßt sich für den Raum zwischen Außen- und Doppelfenster vom Klempner schmale Bleche schneiden, deren Ränder etwas nach aufwärts gebogen sind. Die Bleche müssen bequem in den Zwischenraum zwischen die beiden Fenster gesetzt werden können, sie brauchen aber nur halb so lang als die Fenster zu sein. Man häuft nun etwa drei Centimeter hoch Sand auf das Blech, nimmt zwei bis drei leere Liebigtöpfchen, füllt diese mit geruchlosen glühenden Kohlen, am besten Glühstoff, und stellt sie aufs Blech. Schon befrorene Fenster tauen dann bald gleichmäßig auf, neu frieren aber werden sie nicht. Die Töpfchen kann man mit einer Krepppapierhülle glatt umgeben, damit sie ein nettes Aussehen zeigen.

Ruife Holt.

Was giebt es Neues?

Rus hohen Kreisen.

Der neue Botschafter in Paris Fürst Radolin und der bisherige Botschafter Fürst Münster. An Stelle des Fürsten Münster von Verneburg, der nach fünfzehnjähriger Vertretung des Deutschen Reiches bei der französischen Republik wegen hohen Alters sich in den Ruhestand begibt, hat der Deutsche Kaiser den bisherigen Botschafter in St. Petersburg Hugo Fürst von Radolin ernannt. Zu den Bildern der beiden Staatsmänner seien hier nur die wichtigsten Daten ihrer Lebensgeschichte gegeben. Georg Herbert Fürst Münster, geboren am 23. Dezember 1820 zu London als Sohn des hannoverschen Staatsmannes und großbritannischen Ministers Grafen Ernst von Münster, war 1857 bis 1865 Gesandter des Königreichs Hannover beim Hofe in Petersburg, schloß sich dann nach dessen Uebergang an Preußen an und ließ sich auch in den Reichstag wählen. Von 1873 bis 1885 war er Botschafter des Deutschen Reiches in London, 1885 ging er in der-



Mit Genehmigung von J. E. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Georg Fürst Münster von Verneburg,
bisher deutscher Botschafter in Paris.

selben Eigenschaft nach Paris. Den Fürstentitel erhielt er erst im vergangenen Sommer. — Hugo Fürst Radolin entstammt einem polnischen Geschlecht. Geboren am 1. April 1841 zu Posen, studierte er 1859 bis 1862 die Rechte und trat 1866 in den diplomatischen Dienst. Florenz, Paris, Stuttgart waren seine Anfangsposten; während der Occupation französischer Gebietsteile im Jahre 1871 war er Zivilkommissar des Grafen Manteuffel. Während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 war er Geschäftsträger des Deutschen Reiches in Konstantinopel; in den achtziger Jahren war er im Auswärtigen Amt beschäftigt und dann Hofmarschall des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der ihn bei seinem Regierungsantritt in den Fürstenstand erhob. Im Jahre 1892 ging Fürst Radolin als Botschafter des Deutschen Reichs nach Konstantinopel, 1895 in derselben Eigenschaft nach Petersburg.

Militär und Marine.

Ueber die Einführung eines Interims-Feldmarschallstabs hat der Kaiser unter dem 26. Oktober 1900, also am hundertsten Geburtstag Moltkes, folgende Rabinetsordre erlassen:

Ich bestimme hierdurch: Die Generalfeldmarschälle Meiner Armee führen neben dem großen Feldmarschallstab einen Interims-Feldmarschallstab (Reitstock). Der Feldmarschallstab wird geführt: 1) bei Paraden, auch beim Vorführen eines Regiments als Chef, sofern nicht der Fegen gezogen wird; 2) bei Rekrutenvereidigungen; 3) bei Trauerfeierlichkeiten mit militärischen Ehrenbezeugungen; 4) bei den Wir und Ihren Majestäten den Kaiserinnen und Königinnen, sowie den auswärtigen Herrschern zu erweisenden militärischen Ehrenbezeugungen auf Reisen, sofern großer Empfang befohlen ist; 5) bei Denkmalseinschweigungen von weiland regierenden Herrschern; 6) bei Reichstags- und Landtagseröffnungen oder deren Schluß, bei Kircheneinschweigungen sowie ähnlichen Feierlichkeiten, sofern Paradeanzug befohlen ist; 7) bei großen Parolen im Paradeanzug; 8) bei Gratulations- und Militärcourten im Paradeanzug. Der Interims-Feldmarschallstab (Reitstock) wird im Feld, im Manöver, bei Garnisonübungen und Besichtigungen zum Dienstanzug getragen. Ich beauftrage Sie, Vorstehendes zur Kenntnis der Armee zu bringen. An die Generalfeldmarschälle habe Ich unmittelbar verfügt.

Berlin, den 26. Oktober 1900.

Wilhelm.

An den Kriegsminister.

Zum Eintritt von zwölf argentinischen Offizieren zur Dienstleistung im deutschen Heere für die Dauer von drei Jahren hat der Kaiser die Genehmigung erteilt.

Der Norddeutsche Lloyd hat an die Offiziere und Mannschaften seiner bei dem Brand in Hoboken beschädigten Dampfer sowie an die Hinterbliebenen bislang 209 774 M. ausbezahlt. Davon fallen 137 159 M. auf Entschädigungen für eingekaufte Sachen, 9615 M. auf einmalige Unterhaltungen an Witwen und Waisen und 63 000 M. auf besondere Löhne. Außerdem erhalten die hinterbliebenen

Witwen und Waisen vom Norddeutschen Lloyd, außer den ihnen gesetzmäßig zustehenden Renten, einen außerordentlichen Rentenzuschuß.

Länder- und Völkerkunde.

Der Volkskamm der Siebenbürger Sachsen hat in den 700 Jahren seiner Geschichte seit der Einwanderung in das bergumwallte Hochland mancherlei Drangsale überstanden; wie ein fortdauerndes Andenken daran gemahnen die eigentümlichen Befestigungen der Kirchen in den sächsischen Ortschaften. Bei den Einfällen der Türken und sonst in den unruhigen Zeiten dienten diese ummauerten Kirchen als Zufluchtsstätten und Festungen; sie mußten deshalb auch Räume zur Aufbewahrung von Mehl und Fleisch enthalten, wie sie auch heute noch in Tartlau und sonst zu sehen sind. Ein löbliches Unternehmen ist es, diese Ueberbleibsel einer ruhmvollen Vergangenheit in guten Abbildungen zu billigen Preisen dem Interesse weiterer Kreise nahe zu bringen unter dem Titel: Siebenbürgisch-sächsische Burgen und Kirchenfeste. Herausgegeben von Emil Sigerus. Lieferung 1 und 2. Preis je 60 Heller = 50 Pfennig. Verlag von Joseph Neofele in Hermannstadt. Bei dem lebhaften Interesse, das man in Deutschland für die Siebenbürger Sachsen empfindet, darf dieses schöne Bilderwerk auf allgemeine Anerkennung rechnen.

Industrie.

Internationales Patentrecht. Die in Brüssel tagende internationale Konferenz zum Schutze des industriellen Eigentums faßte folgende Beschlüsse: 1) Die früher auf sechs Monate für Patente und auf drei Monate für industrielle Pläne und Modelle festgesetzte Prioritätsfrist wird auf zwölf Monate für Patente und auf vier Monate für Pläne und Modelle verlängert. 2) Die Angehörigkeit zu dem Uebereinkommen sichert in allen Vereinststaaten den gleichen Schutz, der den Staatsangehörigen gegen unlauteren Wettbewerb zu teil wird. 3) Wegen Nichtausübung kann das Patentrecht in jedem Lande erst nach Ablauf von mindestens drei Jahren, von dem Zeitpunkt der Patentnachsuchung an gerechnet, verfallen, wenn das Patent die Ursache seiner Nichtausführung nicht rechtfertigen sollte.

Landwirtschaft.

Im Oktober 1900 sind aus der Schweiz 320 987 Meterzentner frisches Obst im Werte von 1 731 690 Fr. ausgeführt worden. Davon gingen 289 000 Meterzentner nach Deutschland und 30 020 nach Oesterreich.

Gesundheitspflege.

Unentbehrliche Stoffe in unserer Nahrung. Die Wissenschaft und das praktische Leben lehren, wie verfehlt es ist, den Wert unserer Lebensmittel nur nach ihrem Eiweißgehalt oder gar nach ihren Verbrennungseinheiten zu schätzen. Nach dieser in letzter Zeit hier und da auftauchenden Irrlehre hätte zum Beispiel bestes Ochsenfleisch keinen bedeutenden Nährwert; für gleich viel Geld gekaufte Kartoffeln befäßen einen siebenzehnmal so großen Nährwert. Die Wissenschaft hat aber schon längst konstatiert, daß auch bei reichlicher Aufnahme von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, aber ohne Zuführung der natürlichen Nährsalze und Extraktivstoffe, der Organismus fast ebenso schnell zu Grunde geht wie bei absolutem Hunger. Nach Professor Forsters Beobachtungen trat bei so gefütterten Tieren sehr bald ein Zustand der Muskelschwäche ein, und die Funktionen des Gehirns und Rückenmarks erlitten so schwere Störungen, daß die Tiere bei Gehversuchen mit dem Kopf gegen die Wand rannten. Gerade die Stoffe aber, deren Mangel in der Nahrung zu solchen Zuständen und bald zum Tode führt, sind in starker Fleischbrühe und in Liebig's Fleisch-Extrakt in bester und konzentriertester Form enthalten. Es sind das die natürlichen Nährsalze, die Extraktivstoffe des Muskels und spezifische eiweißartige Stoffe, unter denen neuerdings Professor Siegfried die Phosphorfleischsäure, einen wichtigen Energiestoff der Muskeln, entdeckt hat. Durch diese wissenschaftlichen Forschungen wird die praktische Erfahrung des täglichen Lebens über die hervorragende Wirkung starker Fleischbrühe weiter erklärt, also zugleich die Hochschätzung des Fleisch-Extrakts durch den großen deutschen Gelehrten Julius von Liebig, den Schöpfer einer eigentlich wissenschaftlichen Ernährungslehre, wiederum glänzend gerechtfertigt.

Anglistische Fälle.

Ein schwerer Unfall beim Billardspielen ereignete sich vor kurzem in einem Restaurant zu Charlottenburg. Ein Billardspieler beugte sich bei einer ungünstigen Stellung weit über das Billard, schrie beim Stoß laut auf und brach zusammen, als er sich aufrichten wollte. Ein herbeigerufener Arzt stellte fest, daß der Gast sich einen eingeklemmten Leistenbruch zugezogen hatte. Nach Anlegung eines Notverbandes wurde der Verunglückte nach seiner Wohnung gebracht. Der Zustand verschlimmerte sich aber so, daß eine Operation nötig wurde, die glücklich verlief.

Alpines.

Der Regierungsrat des Kantons Bern hat zwei Konzessionen für Sebenswürdigkeiten im Berner Oberland mit Bedingungen beschwert, die allgemein interessieren dürften, nämlich die Konzession der Berggesellschaft Scheidegg im Grindelwald zur Erstellung einer künstlichen Eisgrotte im oberen Grindelwaldgletscher und die Konzession der Gebr. Seiler, Wengernalpwirte, in Bönigen, zur Erstellung einer künstlichen Eisgrotte im Eigergletscher. Die Bedingungen sind folgende: 1) Die Erhebung einer Gebühr für Befestigung der Grotten ist für den Eigergletscher wie bis dahin, für den Grindelwaldgletscher von nun an unter-

sagt; die Verabfolgung von Trinkgeldern an die Wärter der Grotten steht im freien Belieben der Besucher. 2) Im Hotel „Wetterhorn“ und im Kurhaus „Bellevue“ sind für die Besucher der Eisgrotten stets einige Mäntel, Shawls oder Decken zur Benutzung in den Grotten bereit zu halten, und es darf auch hierfür keine Gebühr verlangt werden. 3) Es werden verpflichtet; die Berggesellschaft Scheidegg, den vom Hotel „Wetterhorn“ zum Gletscher führenden Weg samt Brücken stets in gutem Zustande zu erhalten, ebenso die Gebr. Seiler zur Instandhaltung des vom Kurhaus „Bellevue“ zum Gletscher führenden Weges. Die Benutzung dieser Wege ist für jedermann frei und es darf hierfür irgend welche Gebühr nicht verlangt werden.

Mode.

Was die Damen auf den Hüten tragen, erfährt man aus einem Bericht aus Irbit im asiatischen Rußland (Gouvernement Perm), wo alljährlich eine große Messe mit Pelzhandel abgehalten wird. Es heißt laut „Kölnische Zeitung“ in der Mitteilung über die lehtjährige Messe: Infolge des günstigen Abfluges hat man in Sibirien und in der Steppe angefangen, die Vogeljagd gewerbmäßig zu betreiben, statt wie früher nur zufällig. Besonders hat sich die Jagd auf Adler und Eulen (nament-



Mit Genehmigung von J. E. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Hugo Fürst Radolin,
der neue deutsche Botschafter in Paris.

lich Uhus) in den Steppen und Bergen entwickelt. Die Preise stellten sich ziemlich hoch infolge der starken Nachfrage vom Auslande und des Wettbewerbs unter den Käufern, von denen neun aus Leipzig erschienen waren und hohe Preise boten. Früher wurden Vogelbälge, Schwanzfedern und Flügel vorzugsweise für Paris gekauft; jetzt traten bedeutende Fabriken in Berlin und Leipzig als Abnehmer zur Bearbeitung von Bälgen und Federn auf. Uhus waren an 3000 Stück auf dem Plage; die Preise schwankten zwischen 6.75 Rubel und 5.50 Rubel das Paar. Adler waren etwa 4000 Paar vorhanden; sie fanden zu 6 bis 7 Rubel das Paar Absatz, die schwarzen wurden zu 4 Rubel, die übrigen geringen Sorten zu 1 Rubel das Paar abgesetzt. Weiße Eulen waren sehr begehrt; man zahlte für das Paar gern 2 Rubel; es waren jedoch nur 1600 Paar vorhanden. Graue Eulen aus dem Ural (3000 Paar) kosteten 40 bis 50 Kopeken das Paar. Außerdem waren 10 000 Paar andre Eulen herangebracht. Die Preise schwankten zwischen 30 und 40 Kopeken das Paar. Elsterebälge waren an 100 000 Paar auf dem Plage und kosteten 20 bis 21 Kopeken das Paar; ungefähr 2000 Taucher kosteten 1 bis 1.15 Rubel das Paar. Die Nachfrage nach Tauchern war lebhaft. Vogel-schwänze waren wenig begehrt, obgleich der herangeführte Vorrat groß war. Die Preise stellten sich sehr niedrig, sogar für die Sibirier verlustbringend. Auerhahn- und Wierhahnschwänze waren 60 000 Paar vorhanden; große Auerhahnschwänze kosteten 50 Kopeken, kleine 10 Kopeken das Paar, große Wierhahnschwänze 15 Kopeken, kleine 7 Kopeken das Paar. Feldhühnerflügel waren nur 30 000 Paar vorhanden und kosteten 4 bis 5 Kopeken das Paar. Im ganzen wurde auf der Messe für 70 000 Rubel Vogelware ins Ausland abgesetzt. — Wie in Italien das kulinarische Vergnügen an „uccelli“, so ist also im vorliegenden Fall die liebe Eitelkeit und Puhlsucht der Anlaß für eine gewerbmäßige Vogelabschießerei. Daß auch wir das für einen bedauerlichen Unfug halten, haben wir schon häufig genug betont.

Ehrenmeldung.

Ein Vermächtnis von 100 000 M. ist unlängst der Stadt Magdeburg von dem verstorbenen Kaufmann Rob. Linnicke gemacht worden. Die Spende soll nach dem Tode der Ehefrau des Erblassers zu Armenzwecken verwendet werden.